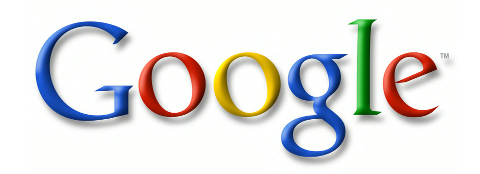
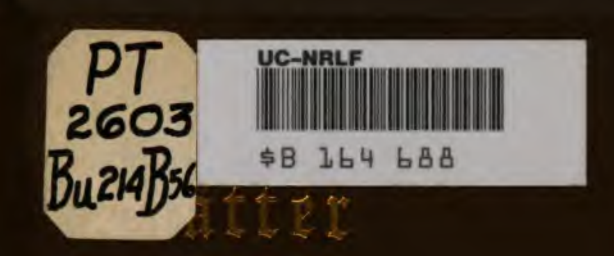




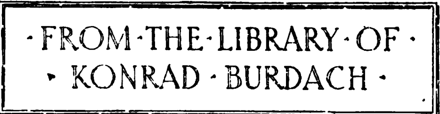
atter

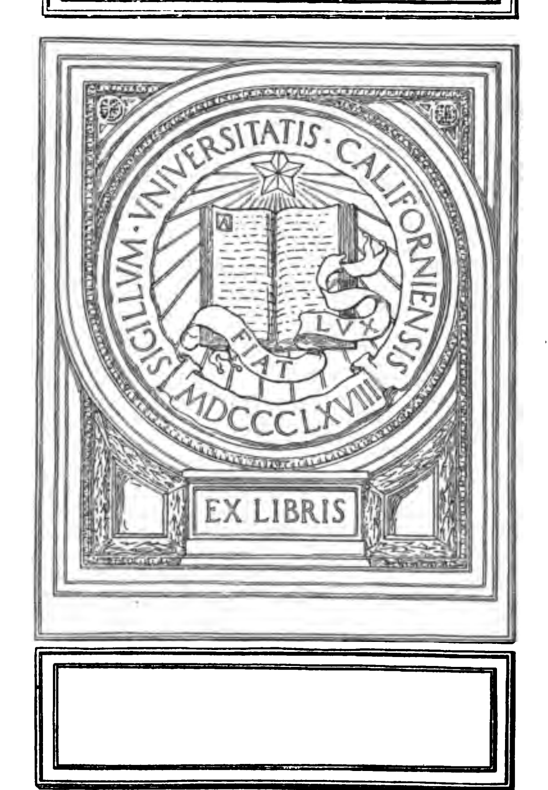
aus meinem Skizzenbuch

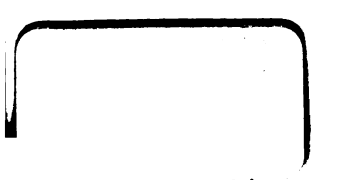
von

Dr. E. Budde.




· FROM · THE · LIBRARY · OF ·
· KONRAD · BURDACH ·


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT
LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Blätter aus meinem Skizzenbuch.

Gesammelte kleine Erzählungen

von

Dr. E. Budde,
Verfasser von „Naturwissenschaftliche Plaudereien“,
„Erfahrungen eines Hadschi“ u. s. w.

Berlin.
Verlag von Georg Reimer.
1893.

Inhalt.

Mannuckerle und Mannickerle.

Sie waren zusammen etwa zwei Jahre alt, beide rund, beide dick, und beide liefen auf allen Vieren, aber nur einer aus Beruf; denn Mannuckerle war ein kleiner Mensch und Mannickerle ein kleiner Hund. Sie gehörten meinem Nachbar, dem Professor, und vom Fenster meines Arbeitszimmers aus, welches auf seinen Garten ging, hatte ich sie auftauchen und anwachsen sehen. Erst erschien Mannuckerle als weißes Bündel auf weiblichen Armen, oder als schlafendes Fleischklümpchen hinter den blauen Vorhängen seines Wagens; nach etwa einem Jahre kam Mannickerle dazu, als gelbliches Wollknäuel, das sich auf vier Stummelfüßen plump und vergnüglich tummelte. Der Papa förderte ihr Zusammenleben auf jede Weise; er sagte „unsere Kleinen", wenn er von ihnen sprach; die junge Frau war im Anfang innerlich empört darüber, daß ihr Goldkind mit dem Hund auf gleichem Fuß benamst und behandelt werden sollte, aber was konnte sie machen? Der Professor hatte seine eigene, gutmütig ironische Art, seine Auffassung durchzusetzen, und es blieb dabei: wie sie ihren Jungen Mannuckerle, so taufte er seinen Hund Mannickerle. Und den beiden Kleinen war es recht; sie hielten treulich zusammen von den

ersten Tagen ihrer Bekanntschaft an. Trug eine Frau den Knaben auf dem Arm, so konnte man sicher sein, daß Mannickerle an ihrem Kleide zerrend sich mitschleifen ließ, und wurde der Hund aus Gründen der Sicherheit oder der Bequemlichkeit in die Küche gesperrt, so stimmte Mannuckerle kräftigst in das Geheul seines Freundes ein, bis beide wieder vereinigt waren. Sie teilten miteinander, was sie hatten; Mannickerle bekam seine Procente, wenn sein Freund ein Biscuit aß, und er zeigte sich seinerseits erkenntlich; einmal brachte er zwei Coteletteknochen, die er — der Himmel weiß wo — ergattert hatte, und trug sie getreulich auf den Teppich, wo sein Bundesbruder auf ihn wartete; dieser nahm den einen, er selber den andern und beide waren fröhlich am nagen, als die Frau vom Hause dazukam — ich höre noch den mütterlichen Schreckensschrei und Mannuckerles Protest gegen die nachfolgende Mundwaschung.

Es war schöner, warmer Sommer. Der Professor kam mit Tinte und Papier, setzte sich an den Tisch unter der dichtbelaubten Kastanie, nahm behaglich einige Züge der Morgenluft und zündete sich eine Cigarre an; dann öffnete er seine Mappe, verglich Notizen und begann zu schreiben. Nicht lange, so erschien auch seine Frau, ihren Sohn auf dem Arm, Mannickerle, wie üblich, hintendrein.

Bernhard, sagte sie, du weißt, ich störe dich nicht gern, wenns nicht unbedingt nötig ist. Aber heute ists nötig, ich habe das Mädchen ausschicken müssen, die Babett muß kochen, ich selbst muß nach den Zimmern sehen, also spare dir von Zeit zu Zeit ein wenig Aufmerksamkeit ab und gib acht, daß die beiden sich nicht umbringen; in einer halben Stunde wirst du befreit.

Gut, sagte er, setze das Wurm dort vor das Rosenbeet;

das schlimmste, was ihm begegnen kann, ist, daß er sich in die Finger sticht, und wenn er das thut, wird er schon Lärm machen.

Sie warf einen mitleidigen Blick auf die Fingerchen ihres Lieblings und einen zweiten gen Himmel: Zeus, du hörst den Barbaren!

Hm, lächelte er, Zeus weiß auch, daß kleine Jungen das Institut der Brennesseln und Stacheln aus persönlicher Erfahrung kennen lernen müssen. Setze ihn nur dahin; dort kann er nicht fallen, und ich kann ihn überwachen, ohne mehr als einen Blick von meiner Arbeit abzuziehen.

Sie thats und sprang fort. Ich schaute noch einmal nach dem Papa und sah, daß er ohne Aufenthalt wieder vollständig in seine Beschäftigung versunken war; er merkte nicht einmal, daß eine große grüne Raupe sich angestrengt bemühte, an seinem Tintenfaß in die Höhe zu klettern. Es war ihr vorläufig zu glatt, und sie kam nur dazu, mit ihrem Vorderkörper allerlei Fragezeichen gegen das Glas hin zu bilden. Ich nahm mein Hundepfeifchen von der Wand, um im Notfall ein kräftiges Signal bei der Hand zu haben.

Da waren nun die beiden Kleinen sich selbst überlassen. Ein paar Minuten saß Mannuckerle ruhig, während Mannickerle planlos um ihn herumwuselte. Aber bald fanden sie eine erste Beschäftigung. Ein Kellcresel kam arglos daher gekrochen und wollte zwischen ihnen durchschleichen. Augenblicklich hatte Mannickerle den Sport erfaßt, stellte die Vorderbeine breit auseinander, legte den Kopf schief und blies den grauen Vielfüßler schnaubend an. Der fand die Sache bedenklich, hielt an und krümmte sich zu einem Kügelchen zusammen. Jetzt mischte sich auch Mannuckerle hinein, setzte sein linkes Händchen auf den Boden, stützte sich darauf, und spitzte die Finger des

rechten Händchens; der Hund aber tanzte vor- und rückwärts und streckte eine Pfote aus, um den Kelleresel zu rollen. Da griff der kleine Mensch zu, faßte das Kügelchen und führte es zum Munde — ich hob die Pfeife —, aber er fand den Braten nicht schmackhaft und spuckte ihn schleunigst wieder aus. Mannickerle trat mit gespitzten Ohren näher, senkte die Nase und putzte mit der unnachahmlichen Bewegung, womit kleine Hunde einen Gegenstand eingraben, die lebende Kugel vor sich her, bis sie in einer Vertiefung am Abhang des Rosenbeets liegen blieb. Dann kratzte er etwas Erde auf sein Opfer und legte sich selbst lang darüber. Der Fall war erledigt; der Kelleresel war begraben und hatte ein Denkmal.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Hinterthür, durch welche des Professors Küche mit dem Garten in Verbindung stand, und heraus trat Babett, in der Hand auf reinlicher hölzerner Platte einen prächtigen, gelblich und rot schimmernden Kirschenkuchen tragend. Vorsichtig setzte sie das Gebild der Menschenhand auf einen niedrigen Tisch, der sich neben ihrer Thür befand, schaute sich um, ob keine diebische Katze in der Nähe sei, warf einen Blick auf Mannuckerle und verschwand kopfnickend. „So,“ sagte sie im Abgehen, „da kann er sich abkühlen; das Gute hat das kleine Scheusal wenigstens, daß er keine Katzen heranläßt, und er selber ist noch zu klein, um auf den Tisch steigen zu können.“

Inzwischen schaute sich Mannuckerle nach neuen Genüssen um. Wieder stützte er sich auf sein Händchen, brachte auch das andere Händchen auf den Boden, drehte den Unterkörper langsam herum und stand nunmehr in Marschpositur auf allen vieren; unternehmungslustig hob er sein Näschen und setzte sich in Bewegung, während Mannickerle sein Schürzchen mit den

Zähnen faßte und bereit war, zu zerren oder sich zerren zu lassen. Der Zug ging zunächst nur fünf Schritte weit; da stand im Winkel des Buschwerks die grüne, langhalsige Gieß-kanne — ich konnte von oben herab das Wasser in ihrem dunkeln Bauche glitzern sehen. Mannuckerles Näschen drehte sich nach ihr hin, der übrige Körper folgte, der Hund zog munter an der Schürze, und bald waren sie angelangt. Ich hob die Pfeife — zu spät, es war schon geschehen, aber der kleine Mensch hatte einen glücklichen Tag: er faßte nicht den Körper der Gießkanne, um sich daran aufzurichten, sondern ihren Hals; infolge dessen goß er ihren Inhalt nicht sich selber, sondern seinem vierbeinigen Kameraden über den Leib. Der stieß vor Schreck einen quiekenden Laut aus, schüttelte sich eifrig, wälzte sich am Boden und rieb den Rest von Wasser und Erde, den er im Pelz trug, an Mannuckerles Kleidern ab. Letzterer bekam dadurch ein ziemlich feldzugsmäßiges Ansehen, blieb übrigens sitzen, wo er hingeplumpst war, zauste seinen Freund am Fell, und beide waren höchst vergnügt.

Da raschelte es hinter dem Ziergesträuch; eine Katze war von irgend einer Mauer herabgesprungen. Hurtig wie der Blitz war Mannickerle hinterdrein, mit Kläffen und Fauchen ging die Jagd über Rasen und Weg an der Küche vorbei, und der Feind wurde siegreich über die Grenze, d. h. über die Gartenmauer, geschlagen. Bei dem Lärm wurde der Professor denn doch aufgerüttelt und hob den gedankenvollen Kopf. Mit dem ersten Blick sah er die Katzenjagd, mit dem zweiten seinen Sprößling, der ruhig im Grase saß, mit dem dritten nahm er wahr, wie die vorerwähnte grüne Raupe ihm ins Tintenfaß fiel — es war ihr nach langer Anstrengung gelungen, sich über den Rand des Glases zu schwingen. Er fischte sie kopf-

schüttelnd heraus, schleuderte sie ins Weite, machte dabei einen Klecks auf sein Manuscript und war für die nächsten Minuten von der Reinigung seines Papiers völlig in Anspruch genommen.

Mannickerle aber blieb aus. Der Kater war längst vertrieben, aber der Hund kam nicht wieder; seinem zurückgebliebenen Kameraden wurde die Zeit lang. Da stemmte er wieder erst ein Händchen auf den Boden, hierauf das andere und setzte sich in Marsch; es kann nicht verschwiegen werden, daß er dabei mit seinen Beinen eine recht sichtbare Furche in den Schlammstreifen der umgefallenen Gießkanne grub. Das hinderte ihn aber nicht; tenax propositi steuerte er gerade aus bis an das Ende des Buschwerks, wandte sein Näschen nach rechts und erspähte, wie Mannickerle mit hochgezogenen Ohren an dem Tischchen vor der Küche emporschnüffelte. Also machte auch er eine Schwenkung, schwerfällig, aber mit Erfolg, und kroch dort hinüber. Und dann strebten sie beide an den Tischbeinen in die Höhe. — Soll ich zur Pfeife greifen? Nein, die Babette ist eine anständige Köchin, wenn sie einen Kirschenkuchen backt, so sind die Kirschen ausgekernt; abgekühlt ist er jetzt auch, also lassen wir die Sache sich ruhig entwickeln. — Mannickerle arbeitete vergeblich, seine kurzen Vorderbeine reichten nicht hoch genug; der kleine Mensch aber faßte sachte ein Bein des Tisches, langsam ging ein Händchen ums andere in die Höhe, er glitt wohl einmal ab, aber er faßte sich wieder, ein Füßchen stemmte sich auf, er hob und zog, der andere Fuß kam nach, er stand. Sein Näschen reichte gerade bis an den Tischrand, und was es ihm meldete, das ließ er sich nicht zweimal sagen. Ungeschickt streckte er eine Hand aus und griff in die halbweiche Masse hinein. Das war zu viel für den

Hund; mit einem leisen Sehnsuchtsgewinsel sprang er seinem Freunde vor den Leib; der verlor sein ohnehin nicht sonderlich festes Gleichgewicht und knickte hintenüber. Aber die eingekrallte Hand hielt fest, und der Kuchen fiel ihm auf die Füße. Als er sich vom leichten Schreck des Falles erholt hatte, sah er, daß Mannickerle bereits ein namhaftes Loch in den gelblichen Teig gefressen hatte. Da griff er auch zu, mit beiden Händen, und sie feierten eine greuliche Orgie.

Zehn Minuten später öffneten sich gleichzeitig die beiden Gartenthüren des Hauses; aus der einen trat Babett, aus der anderen die Frau Professor. Letztere schaute nach der Richtung ihres Mannes auf den Boden, und sah nichts; erstere blickte auf den Tisch und sah gleichfalls nichts. Babett öffnete den Mund: „O du nichtswürdiges Katzenv — — — Hülfe, o du grundgütiger Heiland, Frau Professorin, Frau Professorin, kommen Sie her!“ Die Hausfrau stürzte hin, den Professor hatte der Schrei aufgerüttelt und er eilte hinterher. Da lagen sie, zwei kleine, vollgegessene Ungeheuer, und schliefen den Schlaf der Verdauung; Mannickerle hatte das übrig gebliebene Viertel des Kuchens als Kopfkissen benutzt, Mannuckerle hatte das rechte Hinterbein des Hundes in der Hand und machte noch ab und zu eine Bewegung, als wollte er es zum Munde führen. Ein bitterer Seufzer stieg in die Höhe, als die Mutter den Zustand ihres Söhnchens ersah, ein unsäglich vorwurfsvoller Blick wurde dem Professor zugeworfen, traf aber das Ziel nicht. Der Gelehrte sagte still lachend: „Ach wie schade, daß deine mütterlichen Nerven das nicht aushalten, sonst müßte man die beiden Kerlchen so photographiren lassen; kannst du es vielleicht noch fünf Minuten ansehen?“ Da griff sie zu und schleppte den Sohn mit weit vorgestreckten Armen ins Haus, der Professor aber ging an seine Arbeit zurück.

Babett hielt den Epilog: sie gab dem Hunde einen gelinden Tritt, den er mit verschlafenem Stöhnen entgegennahm, warf den Kuchenrest über die Mauer und sprach im Abgehen: „Und das will ein Mann sein, der alles weiß, und dem soll man das Creatur anvertrauen! O du grundgütiger Himmel, ich sollte die Madam sein!“

Ein Hottopferdchen.

Es war vor langen, langen Jahren. Am Hügelabhang über dem Tigristhal stand in einer kleinen Lichtung des Gestrüpps ein winziges Häuschen, Fußboden und Hinterwand in die schräge Berglehne hineingearbeitet, Seitenwände und Dach aus Reisig gebaut, mit zwei Pfosten als Stützen. Vor dem Hause aber stand ein kurzes, dunkles Weib, hielt die Hand über die Augen und schaute nach Westen in den roten Sonnenuntergang hinaus. Sie seufzte tief und traurig; denn aus der Ebene des Stromes, die unter ihr lag, sah sie graue Schwaden aufsteigen, und sie wußte, was das ihr bedeutete. Sonst war ihr kleiner Heth ein rundes, lustiges Bürschchen gewesen, aber seit drei Sommern, alljährlich um die Zeit, wo die Schwaden stiegen, da wurde er unlustig; er wollte nicht essen und sein armer Körper zitterte oft vor Kälte, während die Augen wie Feuer glühten. In diesem Jahre brannte die Sonne heißer als je, zogen die bräunlichen Nebel dichter als je, und drinnen lag der kleine Heth und wollte nimmer von seinem Streulager aufstehen.

Grade als sie sich wandte, um in die Hütte zurückzutreten, klang vom Abhang ein Ruf herauf, daß sie stehen blieb; dann

rauschte es auf dem Pfade und auf die Lichtung trat ein Mann. Ein geschabtes Fell hing ihm über die Schulter, durch einen Baststreif über der nackten Brust zusammengehalten, schwarzes Haar umgab den Kopf in wilder Fülle, in der linken Hand trug er ein sackähnlich geformtes Ziegenfell, in der rechten eine kurze, hammerförmige Keule mit steinernem Kopf; er sah struppig und wild genug aus und in den Augen blitzte ihm begehrliche Kühnheit, aber daneben auch ein milderes Aufleuchten, wie sein Blick auf das Weib fiel. Sie sprang ihm eifrig entgegen und fragte: Hast du es bekommen?

Ja, sagte er; der Spitzbärtige hat sich lange bitten lassen, und ich habe vier der schönsten Äxte dafür geben müssen, aber ich hab's. Damit öffnete er die Linke und zeigte ihr einen kleinen Gegenstand: es sah aus wie ein Täfelchen von halb verwittertem Thonschiefer, auf dem eine undeutliche, schlangenähnliche Figur eingeritzt war.

Sie griff darnach, zog aber die Hand wieder zurück und sagte: Komm, leg du es ihm auf; ich weiß nicht, ob ich darf!

Ich muß erst ein Loch hineinbohren, antwortete er.

Fürchtest du dich nicht?

Nein, der Spitzbärtige hat gesagt, ich soll es thun. Damit schritt er an das hintere Ende der Lichtung. Dort lag, zu ungefügem Sitze hergerichtet, ein Holzklotz, und in nächster Nähe hingen an zwei verstümmelten Bäumen eine Anzahl Werkzeuge von Feuerstein, Spitzen, Bohrer, Hämmer und dergleichen. Daneben war ein Haufen von Steinknollen und -platten verschiedener Art geschichtet, und ringsum gaben zahllose Abfälle und Splitter Kunde davon, daß hier eine Werkstatt war, in der fleißig gearbeitet wurde. Beim letzten Licht des Abends wählte er die feinste, schärffste Spitze aus, die an langem,

dünnem Stiel herabhing, setzte sie auf die Platte und drehte mit geübter Hand; rasch und sicher hatte er ein Loch gemacht, zog eine Bastfaser hindurch, und dann gingen sie zusammen in die Hütte.

Dort lag das Kind auf seiner Streu; der Vater hängte ihm den Talismann leise um den Hals, und beide Eltern blieben vor dem Laublager stehen, traurig und doch in ihrer Hülflosigkeit voll dumpfer Hoffnung auf den Zauber. Plötzlich schlug der kleine Heth die Augen auf und streckte seinem Vater die Ärmchen entgegen: Bist du gekommen und hast du mir etwas mitgebracht?

Ja, Männchen, einen schönen Zauber habe ich dir schon umgehängt, und hier habe ich dir etwas Gutes mitgebracht, ein süßes Brot, wie es der kluge Mann dort unten am Feuer mit Honig röstet.

Der Kleine griff nach dem rundlichen Fladen und that einen Biß hinein, kaute und schluckte, aber als er ihn zum zweiten Male an den Mund geführt hatte, setzte er plötzlich ab, eine leichte Erschütterung zog durch seinen abgemagerten Körper, seine Augen öffneten sich groß und er sagte mit seltsamer Bestimmtheit: Jetzt werde ich nimmer und nimmermehr ein Brot essen. Die Frau stieß einen leisen Schrei aus und entwich durch die Thür; auch der Mann wurde bleich, aber er bezwang sich und sagte: Warte nur, Männchen, morgen wird es dir schon wieder schmecken. Und höre, ich habe etwas gesehen, etwas so schönes! Ein großes prächtiges Thier, und ein Mann saß darauf. Das Tier war gar nicht böse, ganz anders als die Büffel und Bären im Walde. Sie nennen es ein Pferd; es hat schöne Augen und einen herrlichen Schweif von langen schwarzen Haaren, und der Mann zieht ihm einen Strick um die Nase und setzt sich

auf seinen Rücken und lenkt es an dem Seil, wohin er will. Da braucht er selber nicht zu gehen, sondern das Pferd läuft mit ihm, viel schneller als der Mensch, so schnell, daß keiner ihn einholen kann! Alle Leute sind zusammengelaufen und haben ihn angestaunt; sie sagen, er sei aus den Bergen gekommen und sein Volk habe viele Tiere der Art; das müssen reiche, starke Leute sein, die alles nehmen können, was sie wollen!

O, das muß schön sein, meinte Heth träumerisch, davon mußt du mir morgen erzählen. Aber jetzt bin ich ganz müde, ich will schlafen.

Sorgsam beugte sich der Vater hinab, rüttelte die Blätter der Streu auf, legte den Kleinen zurecht und deckte ihn mit einem zottigen Ziegenfell zu. Heth schloß alsbald die Augen, sein Vater aber ging hinaus, wo ihm das Weib die Abendkost richtete: Milch und rapunzelähnliche Wurzeln, mit denen eine Art von steinigem Acker am Abhang bepflanzt war, auch eins von den Broten, die er in seinem Sack heraufgebracht hatte. Sie setzte alles auf eine ebene Stelle des Bodens und wich zurück, denn es war den Frauen nicht erlaubt, beim Mahle des Mannes gegenwärtig zu sein, und die Glaubenssatzungen der Zauberer waren stark genug, um bis in diese einsame Hütte hinauf die Sitte unweigerlich zu beherrschen. Er hockte vor seiner Mahlzeit nieder und stillte den ersten Hunger; aber bald legte auch er das Brot nieder und versank in trübes Sinnen. Sollte der Zauber wohl helfen? Er war gewohnt, daß alle Menschen, die er kannte, die heimlichen Kräfte der Priester für selbstverständlich hielten; auch ihm war bisher nie eingefallen, das zu bezweifeln, was er von Kindesbeinen auf angenommen hatte. Aber der seltsam ruhige Ton, womit das sterbenskranke

Kind seine Weigerung ausgesprochen hatte, war ihm mit unheimlicher Überzeugungskraft in die Seele gefahren. „Ich werde nimmer und nimmermehr ein Brot essen“ klang es noch in seinen Ohren, und der Kleine hatte geschaudert, als ob er sich schon jenseit des Daseins fühlte und ein Grauen vor der gesunden Lebensthätigkeit hätte. Ja, in dem Vater stieg die Ahnung und die Furcht auf, daß der Geist der Krankheit von den Lippen des Knaben wahrer rede als der Spitzbärtige unten am Wasser mit all seinem Zauberkram. Mit traurigem Kopfschütteln erhob er sich, nahm die Steinkeule zur Hand und ging in die Hütte, um zu schlafen. Hinter ihm her huschte die kurze Frauengestalt, räumte die Reste des Mahles ab, trug sie beiseite, trank die Milch aus und aß, was vom Brot übrig geblieben war; dann schlich auch sie in die Hütte.

Der Mann und seine Gefährtin waren eingewanderte Fremdlinge. Der Baumast, auf dem sie als Kinder geschaukelt wurden, war weit unten am Strome gewachsen, wo die große Ansiedlung der „Könige des Thals“ war. Sein Vater war dort ein Steinspalter und Waffenmacher von Beruf, und der Sohn hatte das Gewerbe des Alten erlernt. Der Junge war sein Leben lang ein eigenartiger Bursche gewesen, über dessen Einfälle die Herdfeuersitzer oft den Kopf geschüttelt hatten, aber er zeigte sich auffallend geschickt in der Aneignung der Handwerksgriffe, und schon als sechzehnjähriger Bursch war er auf den Einfall gekommen, einen Feuersteinpfeil seines Vaters so lange zu schleifen und zu wetzen, bis er vorn rund und haarspitz wie der Stachel eines Skorpions geworden war. Den Pfeil schenkte sein Vater dem König und machte sich eine gute Stellung damit; denn alle großen Jäger und Waffenträger wollten ähnliche Pfeile besitzen, so daß er die Nachfrage kaum

bewältigen konnte. Zum Dank baute er seinem Sohne ein Reisighaus und schenkte ihm zwei Weiber. Sie waren jung nud rund und arbeiteten mit sklavischer Treue, auf dem Acker wie im Pferch, aber der Kauz wollte auch auf diesem Gebiet seine eigene Wahl haben: eines Tages raffte er seine schwerste Axt und ein paar besonders harte Werkzeuge zusammen, ließ seine Weiber und seinen Wohlstand im Stich, ging durch und nahm die schwärzliche Mesca, die Tochter eines Herdlosen, mit in die Fremde.

Für ihre Heimat blieben beide verschollen; sie wanderten weit den Tigris hinauf, bis er am mittlern Strom eine Stelle fand, wo passendes Gestein verschiedener Art zutage trat. Dort sagte er: „wir wollen bleiben; hier ist guter Stoff, es fehlt nicht an Wasser, und unten am Strom liegt eine Siedelung; hier können wir leben.“ Und er machte sich ans Werk, drehte einen Feuerbohrer und sengte das Buschwerk in die Runde ab, ebnete den Boden für sein Häuschen und richtete die Wände aus Reisig, hackte einen Klotz zurecht und legte seine Werkstatt an. Mit seiner Axt erschlug er den Luchs und den Wolf, die der Hütte zu nahe kamen, einmal auch einen Mann, der die Mesea überfallen wollte. Selbst dem grimmigen Stier trat er entgegen und schreckte ihn ab, wenn er ihn nicht überwinden konnte. Während dessen schlich das Weib, gleichfalls mit der Axt bewaffnet, im Gebüsch umher und suchte Wurzeln oder Früchte, teils zu unmittelbarem Gebrauch, teils zum Anpflanzen auf dem freilich dürren und magern Acker. Sie hob auch Vogelnester aus und brachte ihrem Manne den Inhalt, ja es gelang ihnen bald, gemeinsam einige junge wilde Ziegen einzufangen; die zähmte die Frau, indem sie ihnen regelmäßig Wasser gab; so züchtete sie sich eine kleine Herde heran, die abends im

Pferch zusammenkam. Zweimal im Monat, bei Neu- und bei Vollmond, stieg er in die Ansiedlung hinab, um die Erzeugnisse seines Fleißes zu Markte zu bringen und anderes dafür einzutauschen, besonders Brot; denn unten hatte man schon Getreide und verstand die Kunst, die Körner zu zerreiben, sowie fladenförmige Brote aus ihnen zu rösten. Anfangs sahen die Eingesessenen den Fremdling mit bösen Blicken an und er hatte mehr als einen körperlichen Kampf mit einem Gewerbsgenossen zu bestehen. Aber er war stark und schüchterte seine Gegner ein; seine größere Geschicklichkeit kam ihm zu statten; die Leute fanden seine Waren besser als die einheimischen, und so schuf er sich eine Kundschaft unter den Männern, die an den Mondfesten zum Tauschhandel zusammenkamen. Es ging ihm gut, bis die Krankheit seines Kindes kam. . . . .

Am andern Morgen stand der Mann vor dem Lager des Kindes und wartete dessen Erwachen ab. Als der Kleine die Augen aufgeschlagen hatte, schaute der Vater ihn eine Weile an, ob Heilung zu spüren sei, aber er nahm nichts Tröstliches wahr. Nach kurzem Besinnen frug er ihn: Willst du mit mir vor die Thür gehen? Und Heth antwortete: „Ja, trage mich!“ Da hob ihn der Vater sorgsam auf und legte ihn draußen in den Schatten eines hohen Busches, wo weiches Laub am Boden lag; während er selbst Steine spaltete, sprachen beide miteinander. Wieder und wieder mußte er ihm das Pferd beschreiben, und die Augen des Kleinen leuchteten, wenn er von dem fremden Tiere sprach. O, ich möchte ein Pferd haben, rief er ein um's andere Mal, ich möchte ein Pferd sehen!

Wie er so dalag und die Augen vorübergehend geschlossen hatte, saß der Vater sinnend neben ihm; das Handwerkszeug ließ er ruhen und ein paar Thränen stiegen ihm in die Augen,

als er bei sich dachte: „Ja, Mämmchen, wenn du noch munter genug wärest, um dich hinuntertragen zu lassen!“ Er sann und zog mit seinem Meißel Linien auf einer Steinplatte. Auf einmal blitzte es in seinem Gesicht auf; sein Blick war auf einen Wurzelklotz gefallen, der in der Nähe lag, ein sonderbar geformtes Ding, das vier kurze Äste, wie zwerghafte Schenkel in die Luft streckte. Er sprang in die Höhe und schnappte mit der Hand vor sich in's Leere, wie um einen ergriffenen Gedanken körperlich festzuhalten; „ich will's machen, so will ich's machen!“ rief er aus.

Und dann setzte er sich nieder und schlug einen frischen Meißel von Feuerstein, dem er geschickt eine halbrunde Form zu geben wußte. Oben am Berge kannte er eine Lage von weichem Stein, aus dem er schon Becher hergestellt hatte; von dem holte er einige große Klumpen und begann seine Arbeit. Eine seltsame Arbeit, meinte seine Frau, als sie ihm zu essen brachte, weder Pfeil noch Axt, noch sonst etwas, was sie entstehen zu sehen gewohnt war. Drei Stücke verdarb er, aber schwitzend und murmelnd fing er unverdrossen von neuem an, und endlich, nach zweitägigem Mühen, kam die Form heraus, vier Beine, ein Tierkopf mit Ohren, ein dicker Schweif; es wurde ein ungefüges Ding, aber ein zur Not erkennbares Pferdchen. Die Frau wich vor dem Gebilde zurück; sie hielt es für Zauber, er aber kratzte und glättete noch einen Tag lang daran herum, dann legte er es morgens dem kleinen Heth aufs Bett und öffnete die Thür weit, um sehen zu können, wie das Kind sich freute, wenn er ihm sagte: das ist ein Pferd, das ist dein Pferdchen!

Seine Ausdauer belohnte sich; der Kleine strahlte vor Freude, er ließ das Bildwerk tagelang nicht mehr los, nahm

es mit ins Bett, wenn er schlief, und wollte es mit hinausgetragen haben, wenn er mit dem Vater ins Freie ging; und wenn er je noch sang, was er fast verlernt hatte, so that er es, freilich nur leise und kurz, wenn seine magern Finger das Tierchen streichelten.

Ach, sein Singen wurde immer leiser und verstummte bald ganz; die Freude war seine letzte gewesen; zum nächsten Neumond lag der kleine Heth tot da, und die Händchen, welche noch über dem Pferdchen gefalten waren, blieben steif für immer. Das Weib schrie und zerfleischte sich mit scharfen Splittern, der Mann saß stumm und starrte auf die Leiche. Um Mittag erhob er sich, schritt den Berg hinan und holte große flache Steine. „Hier kann ich nicht bleiben,“ sprach er, „aber ich will ihm ein Grab bauen, wie das Grab unseres Königsohnes drunten am Strom,“ und hieb große Stücke vierkantig zurecht.

Das Dach und die Wände seines Häuschens trug er vorsichtig ab und wiegte die Pfähle, bis sie nachgaben, daß er sie aus dem Boden ziehen konnte. In der Nacht hielten sie beide Wacht, daß kein schleichendes Tier zu nahe käme. Als die Sonne aufging, bettete er den kleinen Heth auf die Streu inmitten des Platzes, wo das Häuschen gestanden hatte; das Pferdchen legte er ihm auf die Brust und die Händchen darüber: dann küßte er ihn noch einmal. Er putzte mit seiner rauhen Hand sanft ein welkes Blatt fort, das auf die Stirn seines todten Lieblings gefallen war, und dann begann er sein trauriges Werk: er mauerte ihn ein, wie er da lag, errichtete über ihm eine viereckige Kammer, verschloß sie oben mit einer Platte und setzte auf diese eine kleine Pyramide.

Am Abend war es gethan; die Grabkammer stand da, wo die Hütte gewesen war. Dann waffnete er sich mit Axt und

Werkzeug, nahm sein Weib bei der Hand und führte sie fort, abwärts und nordwärts — aus der Ferne tönte noch der klagende Schrei, mit dem sie das alte Heim verließ, um an der Seite ihres Gefährten ein neues zu suchen.

Er wandte sich später nach Osten ins Gebirge; am Fluß erzählte man, er sei ein Reiterführer des Hochlandes geworden. —

* * *

Es war siebentausend Jahre später. Am Ufer des Tigris gingen gegen Abend zwei Europäer mit einem Gefolge von pickeltragenden, schaufelführenden Eingeborenen. Der Ältere sagte: „Heute haben wir vergeblich gearbeitet. Und doch sieht dieser dürre Boden aus, als müßte er das, was ihm anvertraut ist, auf ewig bewahren.“ Dabei spähten sie beide an den Abhängen umher. Plötzlich setzte der Jüngere den Feldstecher ab und meinte: Schauen Sie einmal den kleinen Vorsprung dort an der gegenüberliegenden Hügelwand an, der hat ein eigentümliches Ansehen, welches an menschlichen Ursprung erinnert, man sollte sagen, der Boden im Vordergrunde sei geebnet. Ganz recht, sagte der andere, aber die Verhältnisse sind auffallend klein, als ob es Kinderarbeit wäre. Immerhin ist es der Mühe wert, nachzusehen; gehen wir hin.

So überschritten sie das Thälchen und stiegen auf der andern Seite hinan. „Da hat ein Häuschen gestanden,“ sprachen beide fast gleichzeitig, als sie angelangt waren, „älteste Form, Boden und Hinterwand planirt. Aber der Haufen, der jetzt da liegt, sieht eher einem Tumulus ähnlich“; und einer nahm selbst die Schaufel, um vorsichtig abzuräumen. Während er den Schutt bergab rollen ließ, rief sein Gefährte auf einmal: Halt! Dann hob er aus den Trümmern einen länglich drei-

eckigen Gegenstand und hielt ihn dem andern hin. „Lanzenspitze, Feuerstein, Technik wie in der Höhle von Eizies, aber an der Spitze Anfänge von Politur, das ist nicht unmerkwürdig, mir scheint fast, als würde sich der Tag doch noch lohnen.“ Nun griff auch der Jüngere zur Schaufel, und bald stießen sie auf die harte Grundlage des Schutthaufens: eine kleine Kammer mit aufgesetzter, halb eingesunkener Pyramide kam zum Vorschein. Die beiden Gelehrten sahen einander an. „Höchst beachtenswert,“ sprach der eine, und der andere nickte dazu, „das ist nicht aus Backsteinen gemauert, wie die jüngeren Bauten der Ebene, sondern aus Serpentin.“ Und der andere: „Das muß sehr alt sein. Wenn man bedenkt, daß Serpentin das Material für so viele Arbeiten der spätern Steinzeit war, ist die Vermutung nahe gelegt, daß zwischen diesem Tumulus und jener Lanzenspitze ein Zusammenhang besteht, daß beide vielleicht das Werk desselben Meisters sind. Dann hätten wir ein Monument aus der Zeit des Übergangs zum polirten Stein vor uns. Gewiß werden sich noch mehr Reste hier finden; vorerst aber wollen wir dieses öffnen.“ Und er machte sich daran, die Spitze vorsichtig abzuheben. Trümmer der letzten Platte stürzten plötzlich nach innen, und eine kleine Grabkammer that sich auf. Beide beugten sich vor und tasteten. Einige ganz verwitterte, flache Knochenstückchen kamen zuerst zum Vorschein, und der ältere sagte: „Reste eines Kinderschädels, offenbar ein Kindergrab, wie auch die Dimensionen darthun.“ Der andere bückte sich tiefer: „Ich finde nichts von Bedeutung; — halt, was ist das?“ Damit zog er einen kleinen, ziemlich schweren Gegenstand aus dem Moder hervor. „Weiß der Himmel, ein Tierbild! Ein Pferdchen aus Speckstein! Hurrje, ist das ein Kloß!“ und er hielt es lachend seinem Gefährten

hin. „Hm“, sagte der, „das ist wohl das älteste plastische Kunstwerk, welches die Erde bis jetzt herausgegeben hat, und darum auf alle Fälle höchst beachtenswert, schon weil es trotz aller Rohheit überhaupt erkennbar ist. Und“, fuhr er leiser fort, „ich habe auch einmal ein Kind begraben, ich weiß jetzt, welche Liebe es war, die das erste Bild geschnitzt hat.“

Nemesis.

Ja, sagte mein Freund, es ist ihr niemand zu klein, der wahllos strengen Göttin, und sie weiß ihre Opfer aus dem Hinterhalt zu fassen. Mir fällt eben einer ein, ein ganz kümmerlicher Frosch aus dem Sumpf des Lebens; sie hätte ihn billig übersehen können, aber sie hat ihn doch noch erreicht, als er sich schon geborgen glaubte.

Traps hieß er und war „in seinem civilen Verhältnis" ein Besenbinder, militärisch aber ein Gemeiner in dem Zug, den ich zu führen hatte. Ein wasseräugiges Individuum mit strohhellen Haarstoppeln an Kopf und Kinn, plump, kräftig von Gliedmaßen und kartoffelähnlich von Angesicht. Dabei aber ein geborener Spaßmacher; in seinem kleinen Schädel hatten allerlei Schnurren Platz, mit denen er die Kameraden auf dem Marsch erheiterte; er verlangte wenig vom Leben, alle Tage eine Schüssel voll Erdäpfel und, wenn es gut ging, ein Stück Speck dazu, das mag wohl sein Wunschzettel für die irdische Pilgerfahrt gewesen sein. Bei persönlicher Rauferei stand er seinen Mann; ich erinnere mich, daß er bei einem Grenzcommando, wo wir mit den Schmugglern handgemein wurden, ungeschlacht aber mit Erfolg dreingeschlagen hat. Aber im Donner der Schlacht

ging sein bißchen Phantasie mit ihm durch und er versagte. Ich glaube, daß er sich im Grunde mehr vor dem Knallen als vor der körperlichen Gefahr gefürchtet hat.

Wir kamen bei Königgrätz ins Feuer. Es ging eine Anhöhe hinauf, über deren Spitze sich ein Waldstreif hinzog. Da habe ich zum ersten Mal das blechern scharfe Sausen der Granaten gehört, wenigstens zum ersten Mal mit dem Bewußtsein, daß sie für mich bestimmt waren. Der Feind schoß zu hoch, die Kugeln klatschten durch die Zweige, während wir unten ziemlich ungefährdet durchmarschirten. Aber das Gefühl war da: „Jetzt kommt es“, und eigentümlich war es doch. Am Rande des Gehölzes ließ der Major halten und ordnete das Bataillon. Wir waren auf dem Bergrücken; zwei Kilometer freier Heerstraße hatten wir vor uns, und am Ende derselben stand ein Truppenteil, dessen Uniformen noch nicht zu erkennen waren; aber das mußte der Feind sein. Wir sahen, wie aus dem Thal links hinter ihm ein Haufen der unsrigen heranzog, und, was wir zu thun hatten, war uns klar; es handelte sich darum, die Gegner zwischen zwei Feuer zu nehmen. Wir mußten uns beeilen, um zu gleicher Zeit mit unseren Freunden beim Angriff zu sein, und vorwärts ging es. Es war eine böse Passage über die offene Straße; ich erinnere mich noch heute, wie eine heulende Vollkugel den ersten wegriß; aber die Leute hielten sich wacker und wir kamen rasch vorwärts. Mit einem Mal indessen fuhr eine merkwürdige Unruhe in die Mannschaft. Ein Geflüster ging herum, irgend jemand hatte zu bemerken geglaubt, daß die angeblichen Feinde dunkle Uniformen trügen, und man raunte: „Das sind keine Österreicher, das sind Preußen!“ Die Vorstellung von einem verhängnisvollen Irrtum pflanzte sich fort, und da habe ich ge-

sehen, wie schnell die Imponderabilien wirken; der Schritt wurde sofort unsicher, ein Zaudern riß ein, es war, als sollte die Ordnung sich lösen. Ich war noch damit beschäftigt, mir über die Ursache dieses Unheils klar zu werden, da tönte ein schneidendes „Halt!“ Wir standen, zwei Mann wurden angeschossen, aber der Major ritt langsam vor die Front. Breit und ruhig pflanzte er sich auf und öffnete den Mund: „Himmeldonnerwetter, Kerls, wenn noch einer muckt, so lasse ich euch hier halten, Points nehmen und ausrichten!“

Er hätte sein Wort gehalten, das wußte der erste wie der letzte im Bataillon, und durch die Glieder ging ein Sichducken, dann aber ein Blitz des Stolzes, daß wir einen solchen Führer hatten. Ich schaute am Glied entlang; die Köpfe hoben, die Nüstern blähten sich, der Atem ging frei; der Major hatte uns gelehrt, wie man das Kanonenfieber überwindet. Dann „Zur Attacke Gewehr rechts, Hurrah“, und zehn Minuten später war der Feind geworfen.

Aber einer hatte nicht mitgeblitzt, und das war Traps. Er war mir schon vorher dadurch aufgefallen, daß er sich an seinem Nebenmanne festhielt; beim Halten schaute er mit einem wässerig stieren Blicke vor sich hin, sein Unterkiefer machte einige merkwürdige Schlingbewegungen, und als der Major zu seiner kurzen Standrede ansetzte, da rang sich ein Ausruf aus seiner Brust, dämelig aber inbrünstig: „Och Jott, nun flucht der auch noch!“ Das Gelächter seiner Nebenmänner verklang im Sturm des Angriffs, und er — kam uns abhanden. Wann er sich beiseite geschlichen, darauf hatte niemand geachtet, jedenfalls sehr bald, und an dem Tage ward er nicht mehr gesehen. Die Schlacht ging ihren Gang, und am Abend lagerten wir uns als Sieger um die Feuer; Traps fehlte. Aber in der

Nacht fand er sich wieder ein und behauptete, er sei krank; was er getrieben und wie er uns wiedergefunden hatte, das blieb sein Geheimnis; denn niemand sprach mehr als das Nötige mit ihm. Als der Major früh um fünf Musterung hielt, blieb er einen Augenblick vor Traps stehen. Wieder sah ich dessen Kinnlade sich senken, aber der Gefürchtete ging einen Schritt weiter, drehte sich dann kurz um und sagte: „Leute, seht euch den Mann an.“

Das war alles, aber es war genug. Traps der Lustigmacher war verstummt. Dafür stimmte bald ein anderer Versifex der Compagnie, seine Kehle räuspernd, ein Liedlein an:

Sagt, wer ist der tapfre Mann,
Der kein Pulver riechen kann?
Geht es zum Kartoffelbrei,
Ist er hurtig mit dabei;
Aber wenn die Kugeln pfeifen,
Sucht er schleunigst auszukneifen,
Und wenn die Husaren traben,
Kriecht er in den nächsten Graben.
Kinder, dieser Mann, ich hab's,
Kinder, dieser Mann heißt Traps.

Und so weiter. Auf die Kunst der Verse war weniger Gewicht gelegt als auf die Intention, aber diese genügte, und die Genossen stimmten lustig in den Kehrreim ein. Da der Name des Delinquenten sich noch auf einiges andere wie „Schnaps“ und „Klaps“ reimte, war Stoff genug zu einem ausgiebigen Spießrutenlaufenlassen vorhanden. Ich beschaute mir ihn einigemale; er marschirte still vor sich hin, und ließ die Hänselcien über sich ergehen. Manchmal zuckte es in seiner

Physiognomie, aber kein Mensch konnte ihm bestimmt ansehen, was in ihm vorging.

Etwa drei Tage lang dauerte seine schlimmste Zeit; dann wurden die Kameraden des thätigen Spottes müde und ließen ihn ungeschoren aber abseits. Ich dachte, er sei für das eine Vergehen genug gestraft, und wünschte ihm, daß er bei der nächsten Gelegenheit den Mut finden möchte, seine Schlappe auszuwetzen. Aber die Gelegenheit zeigte sich nicht; der Waffenstillstand kam, dann der Friede und der Heimmarsch.

Als wir an die sächsische Grenze gelangten, fing Traps wieder an, etwas, ich will nicht sagen munterer, aber doch weniger wässerig dreinzusehen, er hoffte offenbar, bald aus seinem Fegefeuer erlöst zu werden. Ich habe nochmals gedacht: „Mag es ihm gegönnt sein! Daß mancher bravere Mann geblieben, während er seine Haut im Landstraßengraben in Sicherheit gebracht hat, — umgekehrt wäre es gewiß besser, aber was kann der arme Teufel dafür, daß er nie die Macht eines anständigen Ideenganges erfahren hat?"

Aber es kam anders. Eines Morgens, wir hatten grade Rasttag, erschien die Ordonnanz mit strahlendem Gesicht und meldete: „Die erste Compagnie ist zur Teilnahme am Siegeseinzug in Berlin commandirt!" Ich ging hinaus, um näheres zu erkunden, und freute mich unterwegs über den mannhaften Jubel meiner Leute. Dann revidirte ich die Verpflegung und dabei fand ich, daß einer fehlte; das war Traps. Ich erkundigte mich nach ihm; in der Freude über die bevorstehende Auszeichnung hatte niemand viel auf ihn geachtet; nur ein Freiwilliger, ein schärferer Beobachter, bemerkte, der Mann habe unheimlich ausgesehen und sei in Aufregung davongegangen, als ihm die Nachricht mitgeteilt wurde.

Gleich darauf kam er von selbst zurück und die Mannschaft schickte sich an, ihn mit lachenden Reden zu begrüßen. Aber das Lachen erstarb, wie sie ihn anschauten; denn der Mann sah aus, wie ein Verurteilter, er sah aus, als sei ihm jetzt zum Bewußtsein gekommen, was es heißt, ein Feigling vor dem Feinde zu sein. Es war lächerlich und schrecklich zugleich, wie es hinter seinem stumpfen Gesicht arbeitete, wie er vergeblich sein Hirn abmühte, um den Gedanken zu fassen, daß er, der Drückeberger, unter den Tapfersten die Tapfern bei der Siegeskrönung vertreten sollte. Seine Augen waren stier, sein Mund zuckte, aber er wiederholte nur, wie abwesend: „Ich soll nach Berlin! Ich soll nach Berlin!"

Ich redete ihn an, er machte mechanisch die Honneurs, aber er sah mir verständnislos ins Gesicht; ich wußte, daß ihm nicht zu helfen war, und es ist immer eine tragische Sache, vor einem Menschen zu stehen, der den Folgen seiner Schuld unrettbar verfallen ist. Am folgenden Morgen kam die Meldung, er habe sich erhängt; man hatte seinen Leichnam in einer Scheune gefunden.

„So", sagte der Major, als ihm die Nachricht hinterbracht wurde, „also hat er doch auf seine Art noch Ehre im Leibe gehabt. Dann ist es freilich vielleicht besser so, als wenn er wirklich nach Berlin mitgegangen wäre." Ich aber muß an sein Kartoffelgesicht denken, so oft ich die viel beliebte Behauptung lese, daß nur die Großen dieser Welt der großen Ironie des Schicksals unterliegen.

Joachim.

Er war ganz klein und erbärmlich, als ich ihn zu mir nahm; sein grünes Fräcklein war grau und runzlig, seine rötlichen Beinchen mit Staub überkrustet, seine Augen blickten matt und vertrocknet; so klebte er an einer Hauswand im staubigen Süden. Er dauerte mich; ich wusch ihn ab und gab ihm ein Wasserglas, schnitzte ein Leiterchen zu seinem Behagen, fing ihm Fliegen, las ihm den § 3 des Unfallversicherungsgesetzes vor und benannte ihn mit dem Namen Joachim Müller. So war er als Hausgenosse angenommen, mein Laubfrosch.

In den ersten Tagen war er matt und krank, ich hatte Mühe, ihm die erste Fliege beizubringen, er scheute vor der Annäherung meiner Hand zurück, und es war wohl nur die Schwäche, welche ihn hinderte, die Flucht zu ergreifen. Sein kleines Froschhirn mochte durch die Ereignisse, welche ihn an die obgemeldete Hauswand führten, zu pessimistischer Auffassung menschlichen Wesens gebracht worden sein. Nach einigen Tagen aber kam er zu Kräften, seine goldgeränderten Äuglein blickten vergnüglich in die Welt, wenn er auf dem Rande seines Glases saß.

Seine Welt war vorläufig der Blumentisch, auf dem sein Glas aufgestellt war. Ich habe immer den Grundsatz befolgt,

meinen Tieren so viel Freiheit zu lassen, wie mit ihrem Wohl irgend verträglich ist; ein Vogel im geschlossenen Käfig ist mir ein Greuel, aber wer einen Spatzen so zähmen kann, daß er ihm frei entgegenfliegt, der hat meine Zustimmung. Demgemäß wurde auch Joachim nur eingesperrt, so lange morgens die Fenster offen standen, im übrigen war er frei. Wenn der Deckel von seinem Krystallgelaß abgenommen ward, so plumpste er gewöhnlich vorsichtig ins Wasser; dann aber kam er an die Oberfläche, streckte seine Vorderbeinchen an der Glaswand in die Höhe, reckte und dehnte sich einigemal und kroch aufwärts, meist am Glase, selten an der Leiter, schlich aber dann über den Rand bis zu der Stelle, wo die Leiter angelehnt war, und nahm dort Platz, um seine erste Fliege zu verzehren.

Die reichte ich ihm stets persönlich, er gewöhnte sich schnell daran, sie aus der Hand zu nehmen, und etwa am zehnten Tage, als ich ihm sein Frühstück in Gestalt eines köstlichen dicken Brummers brachte, da wich er nicht mehr, wie vorher, bei der ersten Annäherung ein wenig zurück, sondern wandte sich mir erwartend entgegen; da wußte ich, daß er mich und meine Nährvaterpflichten kannte, er war gezähmt. Man wird überhaupt mit jedem Tiere fertig, wenn man ihm durch zweckmäßige, ruhige Behandlung die Erkenntnis beibringen kann, daß der Mensch seine Bedürfnisse stillt; nur die äußerste Dummheit ist ein absolutes Zähmungshindernis. Ich habe mich z. B. vergeblich bemüht, bei Wassersalamandern irgend ein Anzeichen von Zähmung hervorzurufen; selbst Hunger wirkt nicht, sie halfen sich dadurch, daß sie einander gegenseitig auffraßen. Ein großer nahm langsam das Bein eines kleinen in seinen Rachen; der kleine zog das Bein ebenso langsam wieder heraus, der große ergriff seinen Schwanz, der kleine half sich

auf die gleiche Weise; endlich traf sichs, daß der Kleine dem Großen, Kopf voran, entgegenschwamm; da griff der Große phlegmatisch zu und schluckte den Kleinen der Länge nach; jetzt half diesem kein Zappeln mehr, er wurde hinabgewürgt. Nachdem ich dieses Verfahren angesehen, gab ich das Unternehmen als hoffnungslos auf. Kleine Fischchen dagegen, Schmerlen und Bitterlinge, lernen ganz wohl ein Futtersignal und schwimmen der nährenden Hand entgegen; selbst Schmetterlinge, Drohnen und Hummeln kann man an sich gewöhnen, wenn man sie unter Verhältnissen fängt, wo der Mensch ihnen eine unmittelbar verständliche Wohlthat erzeugen kann, z. B. im Spätherbst, wenn man sie des Morgens halb erfroren findet; Lenz hat bekanntlich ein ganzes Hornissennest gezähmt. Auch bemerkt jeder, der sich gern mit Tieren beschäftigt, daß verschiedene Exemplare derselben Klasse, ja, derselben Art oft sehr verschiedene Grade von Intelligenz zeigen; es giebt kluge und dumme Canarienvögel, gerade so gut, wie es kluge und dumme Menschen giebt.

Joachim schien eins der intelligentern Fröschlein zu sein; er fand sich bald in seiner Umgebung zurecht. War die erste Fliege verschluckt, so setzte er sich auf dem Glasrand in Positur, dann ein Sprung, und er saß auf einem Palmenblatt, welches bis in seine Nähe herabhing; das Reich des Grünen war ihm erschlossen, er kletterte auf den Pflanzen umher. Wehe der Fliege oder dem Käferchen, die sich bei solchen Spaziergängen in seine Nähe wagten: ein Augenblick ruhigen Sitzens mit hervorgequollenen Augen, dann eine plötzliche Krümmung des Rückens, ein Schnapp, und verschwunden waren sie. Doch kam es im geschlossenen Zimmer natürlich nicht oft zu ähnlichen Extrabissen; für gewöhnlich hatten seine Spaziergänge nur einen

beschaulichen Charakter. Er dehnte sie weiter und weiter aus, kroch an den Zimmerwänden umher und bekletterte schließlich auch den Schreibtisch, an dem ich saß, oder meine Person. Ja es schien mir, als ob er meine Nähe bevorzugte; manchmal, wenn ich mich eben niedergesetzt hatte, hörte ich den matten patschenden Laut, welcher anzeigte, daß Joachim mit einem meterhohen Satz direct vom Blumentisch auf den Fußboden gesprungen war, und dann kroch er an meinem Schreibtische in die Höhe, wurde mit einer Fliege ermutigt und zog sich hierauf wieder zurück, immer auf Umwegen, nie geradeaus, aber offenbar mit guter Orientierung; er kannte den Fuß seines Tisches und stieg selbständig zu seinem Glas empor, wenn ihn die Lust anwandelte, ein Bad zu nehmen. Mit der Zeit, nach einem Vierteljahr etwa, lernte er auch auf den Ruf hören: er verstand es meisterhaft, seinen grünen Körper unter den Pflanzenblättern so zu verstecken, daß man ihn nicht sah; wenn ich dann an seinen Tisch herantrat, zwei Finger flach ausstreckte und „Joachim Müller“ rief, dann regte sichs irgendwo in der Palme oder in einer Aralia, und gleich darauf sah man seine kleine Gestalt in elegantem Bogen durch die Luft schießen, um mit unfehlbarer Sicherheit auf meinen Fingerspitzen zu landen. Selbstverständlich hat er das mit Hülfe vorgehaltener Fliegen gelernt.

Er befand sich wohl, war gut genährt und geachtet; da geschah es ihm, wie manchen Leuten, das Glück machte ihn leichtsinnig, er bekam eine Vorliebe für Abenteuer. Daß er mir einmal mitten ins Tintenfaß plumpste, war wohl mehr meine, als seine Schuld, er hatte offenbar nicht vermutet, daß der schwarze Gegenstand hohl und oben offen sei; der Unfall schien ihn peinlich zu berühren, trotz sofortigen Abwaschens blieb

er zwei Tage lang verstimmt, die Haut mag ihn wohl geschmerzt haben. Dann aber ging er auf Reisen. Eines Mittags war Joachim verschwunden, es wurde festgestellt, daß er nicht durch ein offenes Fenster hatte entweichen können; als er am andern Morgen nicht wieder erschien, wurde mein ganzes Zimmer aufs sorgfältigste durchsucht, aber keine Spur von ihm gefunden. Wo er gesteckt hat, weiß ich bis heute nicht, genug, als ich am vierten Tage in mein Zimmer trat, saß er plötzlich wieder in seinem Glase, machte das unschuldigste Gesicht von der Welt und kroch mir eifrig entgegen, um Futter zu erhalten.

Vierzehn Tage später war er wieder verloren; diesmal schenkte ich ihm das Zutrauen, daß er sich von selbst wieder einfinden würde, aber er enttäuschte mich; fünf, sechs, sieben Tage vergingen, ohne daß etwas von ihm zum Vorschein kam; endlich, nach einer Woche, meldete mir ein Dienstmädchen: „Joachim sitzt in der Küche im Wassertopf." Richtig, da schwamm er, grün und vergnügt, in einem steinernen Gefäß herum, welches zur Aufbewahrung filtrirten Wassers diente. Er hatte einen zwanzig Fuß langen Gang und drei Thüren passieren müssen, um dahin zu gelangen — oder hatte er sich am Kleide eines Dienstmädchens hinübertragen lassen, ohne daß sie es merkte? Auf eine vorgehaltene Fliege kam er mir bereitwillig entgegen und wurde nunmehr zu nächtlicher Gefangenschaft im verschlossenen Glase verurteilt.

Allmählich setzte der Winter ein, und Joachim verlor an Beweglichkeit. Ich versorgte ihn mit Schlamm für den Fall, daß ihn die Lust anwandelte, sich einzugraben, aber er hat ihn nicht benutzt; die milde Temperatur der geheizten Stube ließ ihn nicht zu einem eigentlichen Winterschlaf kommen. Doch war er träger und zeigte wenig Hunger, saß vielmehr mit Vorliebe

auf der Erde eines Blumentopfes und rührte sich wenig. So vergingen die Monate Januar und Februar, ohne daß er von sich reden gemacht hätte.

Im März aber wurde er äußerst mobil, kletterte viel umher, entwischte zweimal durch die kaum geöffnete Thür, wurde aber sofort wieder eingeholt, und stieß von Zeit zu Zeit einen abgebrochenen, unvollkommenen Krächzlaut aus. Ich verwarnte ihn wegen nächtlicher Ruhestörung, er blinzelte mich verständig an, schnappte nach einer Motte, die sich neben ihn gesetzt hatte, und machte leichtsinnige, schlenkernde Bewegungen mit den Hinterfüßen — er hatte ein verdächtig lebemännisches Aussehen. Gegen Mitte März war er zum dritten Mal verschwunden. Diesmal war ich ziemlich sicher, daß er sich irgendwo bemerklich machen würde. Und das that er. Ich lag in der folgenden Nacht im tiefsten Schlaf, da ging plötzlich neben mir ein Geschrei los, daß ich erstaunt und entsetzt in die Höhe fuhr; Freund Joachim saß auf meinem Bettpfosten, der Geist des Gesanges war über ihn gekommen, er trieb seine Kehlblase auf, als sei er das erfahrenste Fröschlein des ganzen Reichs, und meckerte mit seiner hellen Stimme, wie nur ein Laubfrosch im Frühling meckern kann. Schleunigst war er beim Kragen genommen und in sein Glas zurückgesperrt, aber die Frühlingsluft ließ ihm keine Ruhe, noch am Morgen saß er auf der letzten Sprosse seiner Leiter und krähte aus Leibeskräften.

Da dachte ich, es sei in seinem, wie in meinem Interesse, ihn zu verabschieden. Ich trug ihn hinaus ins Grüne, ans Wasser, wo seine Kameraden quakten, und setzte ihn auf einen Strauch am Ufer; daß er die Fähigkeit, sich selber zu erhalten, durch dreivierteljährliche Gefangenschaft verloren haben sollte, darüber hatte ich wenig Sorge, er hatte zu viel Selbständigkeit

gezeigt. Ohne Umstände kletterte er von seinem Strauch herab, dem Wasser zu, und setzte sich auf ein Seerosenblatt. „Möge es dir gut gehen, kleiner Joachim“, sprach ich; „der Himmel bescheere dir eine Lebensgefährtin und schütze dich vor dem Storch, wie vor Frösche fangenden Buben; dann habe ich dich nicht umsonst aus dem Staub und aus der Tinte gezogen.“ Brekekekex sagte er und tauchte unter.

Kronekrane.

Freunde, jetzt muß ich nach Hause, sagte der junge Professor Martius und erhob sich vom Tisch des Juristenkränzchens.

Nun, warum so eilig?

Es ist elf Uhr und ich habe noch mein Gutachten über den Fall Pauli zu unterschreiben; fertig ist es, aber ich muß noch nachsehen, ob der Copist keine Schreibfehler gemacht hat.

Ei, das können Sie auch morgen nach der Vorlesung thun.

Nein, das kann ich eben nicht, denn nach der Vorlesung habe ich eine Besprechung mit dem Fräulein v. Immenhoff angesetzt; die Tanten und Vormünder haben mich wegen ihres Erbschaftsprozesses zu Rate gezogen.

Ah, mit der stolzen Schönheit, hieß es, begeben Sie sich nur nicht in Gefahr!

Uf, sagte er lachend, ist nicht bedenklich, wird auch eine Schönheit sein, wie die vielen andern. Und damit nahm er seinen Ueberrock, um zu gehen.

Um dieselbe Zeit legten zwei Damen in einer Straße des Westens ihre Theatermäntel ab, und die ältere sagte zur jüngern: Also morgen kommt dein Professor, ich bin neugierig, welche Art von Mensch er sein wird.

Nun, Tante, antwortete die andere, er wird wohl ein Mensch sein, wie die übrigen auch.

Hm, Gertrud, ich fürchte mich eigentlich ein wenig vor ihm. Er soll ausnehmend gescheit und unter Umständen scharf wie ein Messer sein; Hennig sagt, er sei der typische Vertreter der neuen Generation.

Na, wenn er zu der Generation gehört, die alles Schöne nur mit ihrem trocknen Verstand zu bekritteln weiß, dann soll er lieber draußen bleiben.

Meinetwegen auch, aber wir brauchen den Mann.

Schlimm genug, ich verabscheue diese Rechenseelen — schon weil sie mir ein halbes Dutzend Körbe abgenötigt haben, setzte sie halb lachend hinzu.

Na, warte nur, Kind, wir wissen ja noch nicht, was er ist, und werden's erst morgen sehen.

Auch gut, antwortete Gertrud, und sie setzten sich zum Abendbrod.

Am andern Morgen zur festgesetzten Stunde saß der Jurist im Salon der Damen und wartete den üblichen „Augenblick" auf ihr Erscheinen. Wie er harrend vor sich hin schaute, bemerkte er, daß die Thür des Nebenzimmers sich langsam und geräuschlos öffnete.

Jetzt stand der eine Flügel ganz offen, aber es erschien nichts. Hier scheinen curiose Empfangsmanieren zu herrschen, dachte er bei sich; da hörte er hinter dem Tisch, an dem er Platz genommen hatte, etwas auf dem Boden schlürfen und alsbald bog etwas Kleines um die Tischecke, ein Häuflein weißer Kleider und ein blonder Kopf. Auf Händen und Füßen kroch es voran, ohne aufzublicken, bis es die Mitte des Zimmers erreicht hattte, da auf einmal warf es sich herum und saß. Es

lachte und war offenbar stolz auf seine Leistung. Dann sah es den fremden Onkel, begutachtete ihn einen Augenblick mit klugen Aeuglein und steuerte zu ihm herüber. An seinen Beinkleidern strebte es in die Höhe, so putzig ernst, daß er ihm lachend die Hand reichte; die nahm es, griff nach der andern Hand und fing sofort an zu singen: None nane, nine nane. Es war ein sehr unvollkommenes Getön, und er verstand den Text nicht, aber der Tonfall des Gesanges kam ihm bekannt vor. Jetzt wiederholte es ihn, und da stieg ihm die Erinnerung deutlich auf; er trat mit dem Kinde zum Reigen an und sang ihm vor: „Kronekrane, Wickelschwane, wer will mit nach England fahren?“ Lustig stimmte das Kleine auf seine Art in das Lied ein, aber es kam nicht sehr weit; bei der dritten Zeile ging dem Gelehrten der Text aus; es war doch zu lange her, daß er sich nicht mit solchen Dingen befaßt hatte. Er sang also den Anfang noch einmal, und diesmal fielen ihm zwei weitere Zeilen ein, aber dann war es endgültig aus mit seinem Wissen.

Gerade in dem Augenblick rauschte es in der Thür und die eingetretene Gertrud schaute mit verhaltenem Lachen auf die Gruppe. O Ilsemaus, sagte sie, bist Du schon wieder durchgegangen?

Ja, sprach der Professor, und sie hat mich sofort zu Hand- und Spanndiensten herangezogen. Aber jetzt, gnädiges Fräulein, bitte machen Sie das Liedchen fertig, denn ich weiß den Schluß nicht mehr, und wie Sie sehen, zappelt die Kleine schon vor Ungeduld.

Da nahm sie die Händchen des Kindes und sang ihm sein Lied richtig vor:

Kronekrane, Wickelschwane,
Wer will mit nach England fahren?
England ist verschlossen,
Der Schlüssel ist zerbrochen.
Wann woll'n wir einen neuen machen?
Wenn das Körnchen reif ist,
Wenn die Mühle steif ist,
Wenn die Püppchen tanzen,
Fallen sie alle auf die Schanzen!

Aber nun ist's genug, schloß sie, und Sie, Herr Professor, bitte ich um Entschuldigung, daß wir Sie mit so sinnlosen Sachen aufhalten.

Das ist gar nicht so sinnlos, wie Sie glauben, mein gnädiges Fräulein, gab er zur Antwort; es scheint mir vielmehr ein recht sinnvolles altes Lied zu sein. Vielleicht ist es einmal sehr schön gewesen und nur durch fortschreitendes Mißverständniß unter die unverstandenen Kinderliedchen geraten.

Was kann denn das bedeuten? meinte sie etwas verwundert.

Ein Lied von den Jahreszeiten. Sie wissen doch, daß Kronekrane nichts anderes sind, als Kraniche mit der Federkrone.

Sie nickte.

Nun also, ist es Frühling; Kronekrane, wilde Schwane sind auf dem Zuge nach Norden, nach England. Wohl möchte der Mensch mit ihnen fahren, aber der Boden hält ihn fest, und sie ziehen vorüber; der Schlüssel der freien Flugkraft, den sie tragen, ist zerbrochen, nachdem sie verschwunden sind. Wann kommen sie wieder? Im Herbst, wenn das Korn reif ist, im Winter, wenn der Mühlbach steif ist, wenn die Schneeflöckchen tanzen und fallen — da liegt das lustige kleine Schneeflöckchen und zappelt mit den Beinchen!

Die schöne Gertrud hatte eine sonderbare Empfindung. Es überlief sie, wie es uns manchmal überläuft, wenn inmitten alltäglicher Musik eine mächtige Harmonieenkette heranschwillt. Einen Augenblick schloß sie die Augen und sah die wilden Schwäne auf starkem Flügel weit über die Lande ziehen, fühlte das dunkle Regen der Sehnsucht, welches ihnen nachstrebt, dann schaute sie auf und ihr Blick blieb an den freundlichen Augen haften, mit welchen der Mann auf das lachende Kind sah. Etwas verwirrt bückte sie sich, um die Kleine aufzuheben, und trug sie von dannen.

Gleich darauf kam sie in Begleitung ihrer Tante zurück und der Jurist begann seine geschäftliche Besprechung. Er stellte einige Fragen und setzte den Damen den Stand ihrer Angelegenheit kurz aber scharf auseinander. In der Hauptsache, schloß er, sind Ihre Ansprüche unanfechtbar; ich bin ohne weiteres bereit, Ihre Sache zu führen. In der Nebensache, den Allodien, scheint mir allerdings aus den Briefschaften hervorzugehen, daß der Verstorbene die Absicht gehabt hat, ihren Gegnern einen Anteil zuzuwenden, und daß er nur durch zufällige Umstände verhindert wurde, diese seine Absicht förmlich kundzugeben. Juristisch sind Ihre Ansprüche auch da durchführbar; ob es billig sei, dieselben vollständig aufrecht zu erhalten, das muß ich Ihrer Ueberlegung überlassen.

Vielleicht, meinte die Tante, ist es am sichersten, wenn wir erst unser Recht gerichtlich in seinem ganzen Umfang feststellen und dann bei der Ausführung die Billigkeit mitreden lassen.

Das widerstrebt mir, sagte Gertrud; wenn der Herr Professor überzeugt ist, daß unsere Gegner ein menschliches Recht auf ihren Anteil haben, will ich ihm vertrauen und ihnen lieber abtreten, was billig ist, ohne erst das Gesetz anzurufen.

Er schaute mit einem freundlichen Blick auf sie und antwortete: Das einfachste wäre, wenn Sie mich ermächtigten, über den fraglichen Punkt einen Vergleich abzuschließen; ich glaube, daß Ihre Gegner sich schwach genug fühlen, um gern darauf einzugehen.

So sei es, sprach sie, und reichte ihm die Hand. Als er sich zum Gehen anschickte, sagte die Tante: Noch eine Bitte, Herr Professor. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie uns von Zeit zu Zeit persönlich über den Stand der Sache Mitteilung machen wollten: bei unserm bisherigen Advokaten habe ich vor lauter juristischen Formeln nie recht begriffen, was eigentlich der Kern sei, bei Ihnen habe ich es in fünf Minuten erfaßt.

Er verneigte sich lächelnd: Wenn das gnädige Fräulein — und das Schneeflöckchen Ilse es erlauben . . . .

Als er fort war, sagte die Tante: Nun Gertrud, du hast ja auffallend schnell Vertrauen zu dem Professor gefaßt; wie steht es mit der neuen Generation und den Rechenseelen?

O, antwortete sie mit leichtem Erröten, ich habe gar keine Zeit gehabt, an die Dummheit zu denken.

Und als er abends am gewohnten Platz in der Restauration seines Cirkels saß, fragten ihn seine Nachbarn: Wie war es denn mit der strengen Schönheit?

Hm, sagte er leichthin, ich habe nur eine angenehme Clientin an ihr gefunden. Aber dabei sah er innerlich die anmutige Gestalt sich mit dem Kinde im Reigen drehen und dachte an das eigentümliche Leuchten ihrer Augen, als sie zu ihm herüberschaute.

Drei Monate später waren sie ein Paar und standen, seit acht Tagen verheiratet, am offnen Fenster ihres Landhauses.

Sie blickten ohne Worte in das Frühlingsgrün hinaus, als die junge Frau auf einmal sagte: Pfui!

Was ist pfui?

Hörst du nicht? Was ist das? Das klingt ja, als ob ein Dutzend ungeschmierter Thüren hartnäckig in den Angeln gedreht würden!

Er wies mit der Hand zum Himmel hinauf und antwortete: Kind, rede nicht schlecht von unsern Ehestiftern! Da oben siehst du sie, die Kronekrane, wie sie in langen Reihen nach England ziehen. Was du hörst, das ist ihr Schrei, nicht hübsch, aber stark und freudig. Und wer weiß, vielleicht bringen sie auch uns ein Schneeflöckchen mit, wenn sie wiederkommen!

Sie schloß ihm den Mund mit einem Kuß.

Edelweiß.

Die beiden Eltern standen zusammen und lasen einen Brief, der die Unterschrift eines berühmten Chirurgen aus der Hauptstadt trug. „Nach der sachgemäßen Beschreibung," so lautete der Inhalt, „die Ihr Hausarzt beigefügt hat, glaube ich annehmen zu können, daß das Uebel in etwa vier Wochen heilbar sein wird. Eine endgültige Ansicht kann ich mir natürlich erst bilden, wenn ich den Fall selbst untersucht habe. Jedenfalls stimme ich dem Rate des genannten Herrn zu: je eher Sie Ihr Kind einer gründlichen Behandlung unterwerfen, desto besser ist es, schon weil die Schmerzen, welche der Kleine zu leiden hat, um so weniger heftig sind, je jünger er ist. Am nächsten Mittwoch wird ein Zimmer in meiner Klinik frei; wenn Sie die Gelegenheit benutzen wollen, bitte ich um sofortige Mitteilung, es soll Ihnen dann reservirt werden."

Die junge Frau hob die Hände zu den Schultern ihres Mannes, und auch er legte, dem gleichen Antrieb folgend, seine Arme um sie; dann sagte er mit einem leisen Seufzer: „Ja, es wird wohl sein müssen."

Sie schaute ihm ins Gesicht und antwortete: „Ja, es muß sein, und ich muß mit ihm gehen. Einem Mädchen kann ich

ihn nicht anvertrauen, und du selbst weißt nicht Bescheid um die Pflege eines Kindes, auch ist deine feste Hand jetzt in der Ernte unentbehrlich für die Wirthschaftsführung; es wird hart sein, aber ich muß mit."

Er nickte stumm und küßte sie auf die Stirn. Nach einer Pause sprach er: „Ja, du hast recht, und es wird das beste sein, daß ich den Brief sogleich schreibe." Während er sich an den Tisch setzte, ging sie hinaus und kam bald mit dem Kinde wieder; es war ein allerliebster Krauskopf, der grade die ersten Worte lallte, im übrigen ein blühendes Bürschchen, aber leider mit völlig verkrümmten Füßen. Sein Vater nahm ihn auf den Arm und sagte nur: „Mein liebes, armes Kerlchen," der Mutter traten die Thränen in die Augen, der Kleine aber griff nach Papas Bart und jauchzte in ahnungsloser Lustigkeit.

Wenige Tage später waren die Vorbereitungen zur Abreise getroffen und der Wagen brachte die Gatten zur nächsten Station. Er drückte Weib und Kind noch einmal an sich, als der Zug in den Bahnhof fuhr, und dann stieg sie ein, ohne viel zu sagen, aber sehr bleich; der Knabe streckte noch einmal die Händchen aus dem Fenster, und der Zug rollte von dannen.

Er stieg gedankenvoll in seinen Wagen und murmelte: „Wenn das Elend nur nicht zu viel für sie wird! Und doch, kein anderer als die Mutter kann dem armen Kerlchen beistehen, im schlimmsten Fall muß ich selbst hinüber."

Von Tag zu Tag kamen aus der Hauptstadt die Briefe, welche vor allen andern eröffnet wurden. Im ersten meldete sie die glückliche Ankunft, im zweiten die Untersuchung und deren Ergebnis: der Professor erklärt, daß er ihn sicher in vier, vielleicht schon in drei Wochen mit graden Beinchen entlassen werde. Er wird noch eine Zeit lang in Bandagen gehen müssen,

aber die Hauptsache soll in diesen wenigen Wochen fertiggemacht werden. Der dritte war nur ein kurzes Zettelchen: „Das linke Beinchen ist im Verband; sie haben ihn chloroformirt, aber als er erwachte, weinte er jämmerlich. Der Professor sagt indessen, er sei mit dem ersten Erfolg der Streckung sehr zufrieden.“

Er schrieb ihr eine lange, liebevolle Antwort, in der er ihr dankte für das, was sie mitleidend ertragen mußte um des Kindes willen. Auch dankte sie ihm für sein Schreiben, aber ihre Briefe blieben kurz und abgerissen. „Ich kann ihn nicht einen Augenblick sich überlassen, meldete sie; selbst des Nachts, wenn er sich an mich schmiegt, zuckt er auf und wimmert: Mutter, Füßchen thut weh!‘

Nach vier Tagen hieß es: „Der erste Schmerz ist überstanden, aber der Professor sagt, er müsse ihm noch weiter weh thun. Der Verband wird jetzt täglich etwas straffer angezogen. Ach Gott, du solltest sehen, wie das arme Kerlchen den Operationstisch kennt, wie er zuckend vor Angst sich niederlegen läßt, und wie er sich Mühe gibt, still zu sein, wenn ich ihm zurede, bis es zu arg wird und er laut aufschreit!“

„Nachschrift; Der Professor läßt dir ausdrücklich sagen, daß die Redressur ausgezeichnet fortschreitet und daß der linke Fuß in einigen Tagen keiner forcirten Behandlung mehr bedürfen wird. Dann kommt der rechte an die Reihe; Gott gebe mir Kraft, es anzusehen und ihm weiter beizustehen.“

So ging es weiter, nach vierzehn Tagen kam ein hastiger Brief: „Ich kann es allein nicht mehr tragen! Der rechte Fuß ist schlimmer als der linke; es ist herzbrechend, wie er klagt. Aber komme du nicht, sondern schicke mir sein Mädchen, die Anna; er hat sie lieb, und jetzt, wo er sieht, daß ich seine Schmerzen doch nicht lindern kann, jammert er oft nach ihr.“

In demselben Paket lag ein kurzes Briefchen des Chirurgen. Er schrieb: „Ich kann Sie zunächst versichern, daß die Behandlung ganz vortreffliche Ergebnisse erzielt hat; in längstens acht Tagen hoffe ich Ihren Kleinen entlassen zu können. Ihre Frau Gemahlin hält sich höchst dankenswert, aber sie ist übermäßig angestrengt, teils durch den unmittelbaren Anblick des leidenden Kindes, teils rein materiell dadurch, daß sie bei Tag und Nacht keine Ruhe hat. Ich würde Ihnen empfehlen, nicht etwa selbst herzukommen, denn Sie können hier von gar keinem Nutzen sein, sondern ein zuverlässiges Dienstmädchen herzuschicken, welches der Dame einen Teil der Aufsicht abnimmt."

Das entschied, und die Anna wurde mit dem nächsten Zuge abgeschickt. Es vergingen noch acht erwartungsbange Tage, und dann fuhr er am Morgen hinaus, um seine Lieben wieder abzuholen. Das Mädchen hielt ihm sein Kind aus dem Wagenfenster entgegen, etwas verblaßt und angegriffen, aber schon wieder voll Lebensmuts; es hatte keine Schmerzen mehr und streckte die Händchen zum Spielen aus. Er küßte es, schaute nach seiner Frau und erschrak. Nicht abgezehrt, aber unterwühlt, fast verzerrt waren ihre Züge, sie sank ihm weinend an die Brust und flüsterte nur: „Bring mich nach Hause." Halb führte, halb trug er sie zum Wagen, brachte sie in schnellster Fahrt nach seiner Wohnung, nötigte ihr ein Glas Wein ein, legte sie zu Bett und ließ den Hausarzt rufen.

Der examinirte zunächst das Dienstmädchen, wie es in den letzten Tagen gewesen sei, und die Anna erzählte: „Das Kind hat bis gestern viele Schmerzen gehabt und es wollte nicht bei mir bleiben, sondern namentlich des Nachts immer bei der Mutter sein. Es schrie zuweilen laut auf: „Mutter, Mutter!" Anfangs schluchzte sie noch, wenn er das that, später nicht mehr;

sie drückte ihn nur an sich. Ich habe ihr wenig helfen können, obgleich ich immer bereit war; sie wollte alles thun, und er wollte immer nur von ihr Erleichterung haben."

Nun, sagte der Hausarzt; dann handelt es sich offenbar um eine fieberhafte Ueberreizung des ganzen Systems, hervorgebracht durch Aufregung und Schlafmangel. Ich muß sie zunächst zur Ruhe bringen, und dann wird es hoffentlich nichts weiter auf sich haben. Er untersuchte die Kranke, schrieb seine Verordnungen und kam mit leichtem Kopfschütteln zurück: „Sie ist doch stärker angegriffen, als ich dachte, das Fieber ziemlich hoch, und das Gehirn kann die Vorstellung vom Leiden ihres Kindes nicht loswerden. Die Sache wird in den ersten Tagen das Ansehen eines kleinen Typhus haben; aber ich sage Ihnen ausdrücklich, daß Sie deswegen keine Sorge zu haben brauchen; nur möchte ich ihr, damit der Kopf erleichtert wird, die Haare abschneiden, wenn Sie nichts dagegen haben. Sie ist ja jung und sonst gesund, der verlorene Schmuck wird bald wieder wachsen."

Der Hausherr zuckte die Achseln: „Wenn Sie glauben, daß es sein muß!" Und der Arzt fügte hinzu: Wir wollen es thun, wenn sie im Morphiumschlaf ist; dann wird sie nicht beunruhigt.

Es geschah. Und es folgte ein schweres Krankenlager. Anfangs delirirte sie viel und wehrte eingebildete Verfolger ihres Kindes ab; nachher wurde sie teilnamlos: es dauerte drei Wochen, bis der Arzt eines Morgens zum Hausherrn sagte: Jetzt können wir sie als genesen ansehen. Sie schläft fest und gut, und wenn sie erwacht, wird sie schwach, aber klar und in endgültiger Heilung begriffen sein. Dann vor allen Dingen Ruhe!

Der andere aber schüttelte den Kopf und antwortete: „Doctor, Sie mögen sagen, was Sie wollen, aber ich weiß einen Lärm, der ihr wohler thun wird als alle Ruhe.“

Und als sie erwachte, saß ihr Mann an ihrem Bett; durch die Thür aber kam es trapp trapp, ungeschickt, aber ohne zu fallen, und ging auf ihr Bett zu und legte sein Köpfchen an ihre Hand; das war der Kleine, mit seiner Peitsche, mit seinem alten, lustigen Blondkopf, und mit graden Beinchen. Da umfaßte sie mit einem Arm ihr Kind, mit dem andern ihren Mann und sagte aufschluchzend: „O Gott, wie glücklich ich bin!“

Noch drei Wochen später, und sie saß zum ersten Mal vor ihrem Spiegeltisch. Er hatte es ihr langsam beigebracht, und sie war nicht ohne ein leises, weibliches Zagen vor das Glas getreten: das Haar, welches seit den schweren Tagen auf ihrem Scheitel gewachsen war, war reich trotz seiner Kürze und fein wie früher, aber silberweiß. Sie beschaute sich und wandte sich lächelnd an ihren Mann. „Du, es sieht gar nicht so schlecht aus; aber ich werde es mir doch wohl färben lassen müssen, sonst sagen die Leute, du habest eine alte Frau.“ „Nein,“ sagte er, „das lässest du sorgfältig, wie es ist; denn das ist echtes Edelweiß, gewachsen in den besten Schmerzen, und so oft ich es ansehe, will ich dirs gedenken, was du um meinet- und um seinetwillen getragen hast.“

Sie blickte mit leuchtenden Augen zu ihm auf und verbarg ihr Gesicht an seiner Brust, während er leise ihren Kopf streichelte.

Die Erzählung des Irrenhäuslers.

„Sehen Sie," sagte der Assistenzarzt, „da hat Nr. 93 sich wieder einmal eine neue Geschichte seines Zustandes ausgedacht und hat sie sorgfältig zu Papier gebracht. Phantasie hat der Mann; alle sechs Wochen liefert er eine frische Erzählung, die eine so toll wie die andere, und so lange er damit beschäftigt ist, die Einzelheiten seiner Erfindung auszufeilen, befindet er sich relativ günstig. Deshalb lassen wir ihn gern dabei; ich möchte nur, daß man ihm einmal einen andern Schluß suppliren könnte; dann wäre er auf dem Wege der Heilung. Wollen Sie Kenntnis von dem Manuskript nehmen?"

„Recht gern", sagte ich und nahm das Papier an mich. Hier folgt, was darauf geschrieben stand:

Wißt Ihr, was eine Bibliophile ist? Ein Bücherfreund, sagt das Wörterbuch, und sagt damit, wie gewöhnlich, so gut wie gar nichts; es gibt keine Vorstellung von der Gier des Sammlers, von der Wonne des Besitzes, von der Zärtlichkeit, womit ein Glücklicher die Schätze betrachtet, welche — andere Leute nicht haben.

Nun wohl, ich war ein Bibliophile von echtester Färbung. Ich war längst über die Zeit hinaus, wo ein gewöhnlicher

Antiquar mir noch etwas Neues bieten konnte, ich hatte auch den Standpunkt überwunden, wo man noch nach dem Inhalt der Bücher fragt, die man sammelt. Hier und da war für mich noch ein oder der andere merkwürdige Schmöker auf Auktionen zu finden; in der Regel aber mußte ich meine Beute in staubigen Verschlägen alter Landsitze, in exotischen Büchereien, höchstens etwa noch auf dem Quai in Paris erjagen. Ich besaß eine Spürnase und ich erlebte die Genugthuung, daß meine Bibliothek zu Ruf kam; meine Aldinen wurden in Fachschriften mit einer gewissen Ehrfurcht citirt und meine Kollektion von Regensburger Drucken galt für unerreicht. Vor allem stolz aber war ich auf die drei Perlen meines Inventars: die erste bestand aus drei Bänden der „Contes de la Reine“, gedruckt zu Paris im Jahre 1601 — von dieser Auflage existirten nur noch zwei Bände in der Sammlung eines englischen Baronets; die zweite war ein merkwürdiges Apotheker-Tractätlein de atramentorum concoctione, gedruckt zu Nottingham im Jahre 1724; in meinem Exemplar fehlten zwei Seiten, dafür war es aber auch das einzige der Welt, alle andern waren verloren gegangen; die dritte war ein authentischer Originalabdruck der Verträge zwischen Baron H. und der türkischen Regierung; das Opus war nur noch in vier Abzügen in der Welt, zwei davon befanden sich im Besitz und Gebrauch der hohen Contrahenten, das dritte war meines und das vierte besaß ein mir bekannter Ingenieur, der sich verpflichtet hatte, mir auf alle Fälle das Vorkaufsrecht zu wahren. Die drei Unica lagen in einem besonderen Kasten unter Glas, und wenn mich ein Liebhabereigenosse besuchte, hatte ich jedesmal Gelegenheit, mich an den neidischen Blicken zu weiden, welche auf diese Schätze fielen.

Mit den namhaftesten Bibliophilen Europas stand ich

selbstverständlich in Verkehr, wir tauschten Doppelstücke aus, lieferten einander gelegentlich Nachweise und traten bei andern Gelegenheiten mit Geld oder Schlauheit in Wettbewerb. Ich konnte glauben, daß ich so ziemlich alle bedeutenden Büchermenschen des Weltteils zu meinen persönlichen Bekannten zählte.

Um so mehr war ich überrascht, als ich eines Tages die Erfahrung machte, daß in meiner eigenen Residenzstadt neben mir ein Fachgenosse ersten Ranges vorhanden war, von dem bis dahin niemand gehört hatte. Mein Freund, der Banquier Wassermühl, machte mich auf ihn aufmerksam und bemerkte dazu: Der Mann wird sie interessiren; er ist bei mir accreditirt, ich habe ihn besucht, habe seine Sammlung angesehen und glaube bemerkt zu haben, daß er Dinge besitzt, die sogar Ihnen fehlen.

Kaum glaublich, antwortete ich; man müßte doch auf dem Markt etwas von seinen Bemühungen gehört haben. Sammelt er schon lange?

Das weiß ich nicht, erwiederte Wassermühl, er ist seit etwa vier Monaten hier, genauer gesagt, er steht seit dieser Zeit in meinen Büchern. Wo er früher gewesen sein mag, ist mir unbekannt. Sein Name ist polnisch, Prizewsky. Wollen Sie ihn kennen lernen, so kommen Sie am nächsten Donnerstag zum Abendessen; ich habe ihn eingeladen, da er zu meinen bedeutendsten Kunden gehört.

Ich sagte zu und fand mich am festgesetzten Tage bei dem Banquier ein. Prizewsky stand bereits am Kamin und wurde mir sofort vorgestellt. Ein seltsames, etwas unheimliches Gesicht: der sarmatische Typus mit den eng zusammenstehenden Augen war unverkennbar, aber es sah aus, als sei er von einem fremden Etwas überlagert. Zu beschreiben wüßte ich dies Etwas nicht, es machte den Eindruck einer dämonischen innern Unruhe.

Dabei sprach er aber nicht bloß wie ein höflicher Weltmann, sondern bald auch wie ein gründlicher Quellenkenner; nach einer Viertelstunde hatte ich keinen Zweifel mehr, daß in der That ein Bibliophile ersten Ranges neben mir saß; unsere Unterhaltung wurde lebhaft, und wir luden uns gegenseitig ein, unsere Schätze in Augenschein zu nehmen.

Er kam zuerst zu mir, und seine gewiegte Beurteilung meines Besitzes machte mich vollends neugierig auf das, was er zu zeigen hätte. Ihre Aldinen, sagte er, bleiben einzig, aber ich habe Ihnen einige entsprechende Elzevire vorzulegen, und, fügte er mit leichtem Lächeln hinzu, außerdem noch eine kleine Ueberraschung.

Da schlug ich ihm vor, sofort nach seiner Wohnung zu gehen; und das thaten wir. Ich fand eine elegante Mietswohnung im fernen westlichen Stadtviertel, und ich fand eine Bibliothek, die mir höchste Achtung einflößte, ohne mich indessen vorerst eifersüchtig zu machen. Sein Besitz an Büchern war dem meinigen merkwürdig ähnlich; wie seine Elzevire meinen Aldinen, so lief manches andere meinem Eigentum fast parallel; dabei wahrte indessen meine Bibliothek durchgehends eine kleine Ueberlegenheit, bald durch größere Vollständigkeit, bald durch etwas bessere Erhaltung der Werke. Im ganzen, sagte ich mir, eine Sammlung, wie angelegt um mich stolz zu machen, höchst gediegen, aber gerade gediegen genug, um mir zu zeigen, daß die meinige doch noch etwas besser sei.

Da sagte er, und wie er die Worte sprach, flickerte der lauernd unruhige, unheimliche Zug so merkbar über sein Gesicht, daß etwas wie Schreck in mir aufstieg: „Jetzt die Ueberraschung!“ und mit bedächtigem Griff legte er zwei dünne Bändchen in

meine Hand. Ich schlug auf und — vergessen war der Schreck, verschwunden alles andere; ich hielt zwei Tractätlein in der Hand, auf deren Titel gedruckt stand: „De atramentorum concoctione, Nottingham 1724.“ Ein fremdartiger Duft, exotisch pikant, stieg mir aus den Blättern entgegen; aber ich hatte keine Nerven, um ihn zu beachten, ich hatte das Gefühl eines gestürzten Königs. Die berühmteste meiner Perlen war entwertet, sie stand nicht mehr einzig da; hier hatte ich einen Menschen vor mir, der mein angebliches Unicum nicht bloß gleichfalls besaß, sondern doppelt besaß, und besser als ich; denn das hatte ich sofort gesehen, in dem ersten Exemplar, welches ich öffnete, fehlte keine Seite. Er aber riß mich in liebenswürdigster Weise aus meinen Empfindungen. „Nicht wahr,“ sagte er, „das ist sonderbar; ich fand die beiden Sachen unter der Maculatur, die nach dem Tode eines alten englischen Arztes in Schanghai verkauft wurde. Wenn ich Ihnen aber ein Vergnügen damit machen kann, daß ich die größte Seltenheit Ihrer Sammlung vervollständigen helfe, so thue ich es gern. Daß ich mir ein kleines Uebergewicht wahre, werden Sie als Praktiker begreiflich finden.“ Mit diesen Worten riß er aus dem einen der beiden Bücher zwei Blätter heraus; darauf überreichte er es mir und sagte: „So, in Ihrem Exemplar fehlten die Seiten 18 bis 22, in diesem fehlen 30 bis 34; ich erlaube mir, Ihnen dieses zu schenken. Jetzt haben Sie zwei Bände, die zusammen vollständig sind, während ich selbst das vollständige Werk in einem Band besitze.“

Damit knüllte er die ausgerissenen Blätter nachlässig zusammen und warf sie in den Kamin, wo sie aber nicht ins Feuer, sondern in die kalte Asche fielen. Ich dankte ihm mit ungeheuchelter Herzlichkeit für seine That — den Wert eines

derartigen Geschenkes weiß eben nur ein Sammler zu schätzen —, warf aber, fast gegen meinen Willen, einen kurzen betrüblichen Blick nach dem Kamin. In diesem Augenblick ertönte die Glocke an der Thür seiner Wohnung, und gleich darauf wiederholte sich das Klingeln. „Mein Diener scheint ausgegangen zu sein," sagte er, „wollen Sie mich einen Augenblick entschuldigen?"

Ich verbeugte mich, und er verließ das Zimmer. Mein Blick flog nach dem Kamin, da lag das zerknitterte Papier noch ungebräunt in der Asche. Nie in meinem Leben war eine Versuchung so rasch und so heftig an mich herangetreten; mit zwei Schritten war ich an der Feuerstätte, ergriff die beiden Druckseiten, die jetzt mein höchster Schatz werden sollten, und schob sie hastig in die Tasche. Das Papier verbreitete beim Aufheben den vorhin erwähnten Duft außerordentlich stark, und in dem Augenblick, wo ich es einsteckte, hatte ich in der Linken eine seltsam widrige Empfindung, als hätte ich etwas Weiches, Rundliches in der Hand. Aber zum Nachdenken und Nachsehen war jetzt keine Zeit; bereits trat Prizewsky wieder ins Zimmer und meldete: Es war nur der Diener selbst, der seinen Schlüssel vergessen hatte. Mir war, als habe auch sein Blick, flickernder als je, die Asche flüchtig gesucht, und als sei in demselben das unheimliche Etwas, diesmal nicht Unruhe, sondern dämonische Freude, erschreckend aufgetaucht. Aber es verschwand eben so schnell wie es hervorgetreten war, und der Pole fuhr alsbald fort, in seiner höflichen, gewandten Art mit mir zu sprechen. Doch mir schlug das Gewissen, als hätte ich einen Schulbubenstreich gemacht, und ich verabschiedete mich bald.

Auf der Straße wagte ich nicht, das Papier aus der Tasche zu ziehen, aber ich malte mir aus, wie ich es glätten und ein-

kleben würde. Die Sammelwut hatte bald die Gewissensbisse unterdrückt, ich schaute zärtlich auf den geschenkten Band, den ich in der Hand trug, und freute mich auf das Werk der Wiederherstellung.

Zu Hause angelangt, griff ich, noch ehe ich den Ueberrock auszog, in seine linke Seitentasche, wo ich die zerknitterten Blätter geborgen hatte. Da, mir lief ein Grauen über den Körper, in der Tasche fühlte ich kein Papier, sondern etwas Rundes, Weiches, Glattes. Ich zog entsetzt die Hand zurück; doch ich ermannte mich; das ist ja unmöglich, sagte ich mir, und griff nochmals hinein. Rund, halbweich, glatt, etwa einen Zoll im Durchmesser, es fühlte sich an wie ein Augapfel. Alles Blut stieg mir in den Kopf; ich hob es heraus und sah scheu hin; jawohl, es war ein menschliches Auge, was ich in der Hand hielt, nicht tot, nicht als ob ein Taschenspieler es mir zum Scherz hineingesteckt hätte, nein, glänzend, mit dunkelbrauner Iris, es sah mich an, etwas schief, wie ein Chinesen-Auge.

Ein unsägliches Gemisch von Ekel und Entsetzen ergriff mich; mit einer schnellen Handbewegung schleuderte ich es von mir, gegen die nächste Wand. Ich schaute ihm nicht nach, ich hörte es auch nicht fallen, ich stürzte hinaus, auf die Straße. Dort senkte ich, wie befreit, meine Linke in die Rocktasche, aber mit einem dumpfen Schrei, der die Leute veranlaßte, sich nach mir umzusehen, zog ich sie wieder zurück — das Auge war wieder da! Wie von der Hölle gejagt, lief ich zum Hause Prizewskys; auf mein Schellen kam keine Antwort. Ich trat mit den Absätzen vor die Thür, ich machte einen solchen Lärm, daß endlich der Pförtner heraufkam und mich mißtrauisch ansah. „Der Herr," erklärte er, „ist vor zehn Minuten abgereist,

wohin, weiß ich nicht; wer etwa Forderungen an ihn hat, soll sie bei seinem Banquier Wassermühl anbringen.“ Halb betäubt folgte ich ihm die Treppe herab. Unten trugen mich meine Füße nicht mehr; ich ersuchte den Portier, der mich immer argwöhnischer anblickte, mir eine Droschke zu holen. In dieser fuhr ich nach Hause; den Ueberrock zog ich im Wagen aus und drückte ihn in die gegenüberliegende Ecke; ich hatte schon nicht mehr den Mut, ihn aus dem Fenster zu werfen, denn ich war überzeugt, das Auge würde sich doch wieder bei mir einfinden. Als ich einstieg, stürmte ein guter Bekannter, der Schauspieler Julius Schminkert, den ich seinerzeit in der Musicantengasse kennen gelernt und später in America wiedergefunden hatte, an mir vorüber und die Treppe hinauf. Mir war in dem Augenblick alles gleichgültig; ich fuhr ab.

Es war mir auch gleichgültig, daß mein Diener mich verwundert ansah, als ich, den Ueberrock mit vorgestrecktem Arme tragend, bei mir eintrat. Ich fiel auf einen Sessel und schauderte. Grauenvoll überkam mich die Gewißheit, daß ich etwas unsagbar Widerliches an mich geheftet hatte und mit mir herumtragen mußte. Ich machte keinen Versuch mehr, es abzuschütteln; die eine Erfahrung hatte genügt, um mir zu zeigen, daß das Auge sich nicht wegwerfen ließ. Bei dem Gedanken war mir, als wollte das Zimmer über mir zusammenstürzen — hinaus! hinaus! Aber was anziehen? Den Ueberrock? Undenkbar! Ich rief den Diener: Johann, ich bin nicht warm genug angezogen; sagen Sie dem Pelzhändler drüben, daß er mit einer Auswahl von fertigen Pelzen zu mir kommen soll, und zwar gleich! Johann ging und der Mann kam; ich nahm was er mir bot, und das Geschäft war schnell geschlossen.

Dann zog ich den Pelz an und ging wieder auf die

Straße ... Fünf Minuten später wurde ich, schlotternd und halb ohnmächtig, von einem Schutzmann zurückgebracht. Ich hatte das Auge in der linken Seitentasche des Pelzes gefühlt. Mein getreuer Johann setzte mir ein großes Glas Grog vor und verschwand; er war fortgegangen, den Arzt zu rufen. Ich atmete ein wenig auf, als der behäbige Sanitätsrat eintrat; das war ein Mann, auf dessen Nerven ich mich verlassen konnte.

Nun, sagte er, was ist's mit Ihnen? Sie sehen ja aus, wie das graue Elend! Leichtsinnig gewesen? Eh?

O Doctor, grauenhaft — — —

Ja, ja, grauenhaft ist dieses Abgrunds Tiefe, aber mit zwei Gramm Magnesia wird sie wohl noch auszufüllen sein.

Lassen Sie, ich will Ihnen alles erzählen. Seit heute Morgen ... Als ich das Wort aussprach, ertönte aus der Tasche meines Ueberrocks ein leiser klagender Ton wie der Schrei einer jungen Katze. Ich fühlte, wie meine Haare sich sträubten und wie der Schweiß sie feuchtete. Das Auge schreit, wenn man von ihm spricht!

Der Arzt hatte mich scharf angeschaut, während er seine scherzenden Redensarten machte. Jetzt sagte er: Freund, Sie brauchen mir vorläufig nichts zu erzählen; Sie sind so aufgeregt, daß ich Ihnen erst einmal über die körperliche Unruhe hinweghelfen muß; ich werde Ihnen etwas Bitterwasser zu trinken geben und, wenn es erforderlich ist, eine Morphiuminjection; vorerst aber legen Sie sich ins Bett, und zwar gleich; ich werde Ihnen dabei helfen.

Er brachte mich in mein Schlafzimmer und half mir, mich auszuziehen, während Johann zur Apotheke ging. Mir war es recht, aus den Kleidern zu kommen, nur um außer Berührung mit meinem Gespenst zu sein, und ich ließ mir sein

Vorgehen passiv gefallen. Bleiben Sie ein wenig bei mir, bat ich. Das that er getreulich und verließ mich erst, nachdem er mir eine namhafte Dosis Morphium eingespritzt hatte. Ein wohlthuendes Vergessen kam über mich, ich schlief ein.

Ich habe den Nachmittag und die folgende Nacht verschlafen; als ich erwachte, war es Morgen. Ich hatte einige Mühe, mich auf mich selbst zu besinnen; mit dem Bewußtsein kam die Erinnerung an das Geschehene und damit die Erkenntniß, daß ich einer fremden, widrigen, nicht abzuschüttelnden Macht verfallen sei. „Das Auge läßt sich nicht wegwerfen," sagte ich mir, „es duldet auch nicht, daß ich von ihm spreche; es will von mir allein getragen sein. Nun wohl, ich muß es tragen." Johann klopfte leise an und trat ein; ob er beim Kleiderputzen nichts Auffallendes bemerkt haben mag? Das war offenbar nicht der Fall; er sah aus wie gewöhnlich und drückte seine Freude darüber aus, daß ich nicht mehr so krank dreinschaute wie gestern. Ich nahm meinen Mut zusammen und fuhr in die Kleider. „Es quält nur den," sagte ich mir, „der es selbstthätig an sich genommen hat. Für andere will es nicht vorhanden sein."

Den Morgen brachte ich in meiner Wohnung zu; um Mittag raffte ich mich auf, um im Club zu frühstücken. Mit stillem Frösteln zog ich den Pelz an — der Ueberrock war mir doch zu unheimlich. Ich trat auf die Straße; eine leise Berührung der Tasche überzeugte mich, daß es da war. Es war ein prächtiger, glitzernder Wintermorgen, die Pferde dampften und die Menschen gingen schnell; auch ich setzte mich in Marsch, und über der kräftigen Bewegung gelang es mir, Aufmerksamkeit für die Außenwelt zu haben und mein Gespenst auf fünf Minuten zu vergessen. Ich begann, des Grauenhaften gewohnt

zu werden. Vor dem Clubhause angekommen, bemerkte ich, daß ich keine Handschuhe trug. Maschinenmäßig, mit der Gedankenlosigkeit, womit man derartige mechanische Verrichtungen übt, griff ich in die linke Tasche; erst als ich auf ihrem Boden etwas Weiches berührte, kam mir zum Bewußtsein, was ich in die Hand zu nehmen im Begriff war. In plötzlichem Schreck zuckte ich zurück, aber was ich fühlte, das war ja nicht das runde, glatte, das fühlte sich an, wie wirkliche, lederne Handschuhe! Sollte Johann. . . . .? Aber nein, ich hatte ja vorhin selbst das Auge unverkennbar getastet. Ich biß die Zähne zusammen und zog heraus, was in der Tasche war. Ein Paar brauner Handschuhe kam zum Vorschein. Ich besah sie und fand, daß sie denjenigen durchaus ähnelten, die ich gewöhnlich trug; als ich sie meinem Gesicht näherte, schlug mir ein starker, exotischer Duft entgegen, derselbe, den ich schon kannte. Beim Eintritt in die Clubräume schob ich sie wieder in die Tasche; in dem Augenblick, wo ich sie losließ, hatte ich wieder die Empfindung, das Auge zu berühren.

Meine Eßlust war begreiflicherweise beschränkt; doch störte mich der allgemeine Zustand meines Gemüts für den Augenblick weniger, als das Nachdenken, welches durch diese neueste Seltsamkeit meines Gespenstes herausgefordert wurde. Mir fing an deutlich zu werden, wie der Pole es angestellt hatte, seinen Fluch auf mich abzuladen. „Sollte das scheußliche Ding", dachte ich, „die discrete Eigenschaft haben, sich außerhalb der Tasche in derjenigen Form zu präsentiren, die man grade brauchen kann? Das kann nur durch Probiren festgestellt werden." Ich ließ die Hälfte meines Essens stehen und ging zu dem Ständer, an dem mein Pelz hing. Der dienstwillige Kellner kam, mir beim Anziehen behülflich zu sein; ich

griff mit Ueberwindung in die wohlbekannte Tasche und wünschte einen Thaler herauszuziehen; richtig, ich hielt einen Thaler in der Linken. Da, August, nehmen Sie, sagte ich, ohne ihn anzusehen. Er dankte vielmal, und ich beeilte mich, hinauszukommen. Ich war nicht hundert Schritte gegangen, so hatte ich mich schon überzeugt, daß das Auge, vermuthlich wohlbehalten, an seinem alten Platze war. Wegschenken ließ es sich ebensowenig wie fortwerfen. Uebrigens sagte mir August am Abend, der Thaler, den ich ihm geschenkt, sei auf unerklärliche Weise aus seinem Besitz verschwunden. Ich schenkte ihm einen andern, den ich diesmal aus der Börse zog.

Aber der Gedanke, mich des Fluches zu entledigen, ließ mich nicht los. Nur wurde mir klar, daß ich es ähnlich anstellen müsse, wie der Pole: ich mußte einen Menschen dahin bringen, es mir zu stehlen. Und das eigene Grauen vor dem, was auf mich eingedrungen war, machte mich ruchlos unbekümmert um das, was ich andern anthun wollte. Ich begann ernstlich über einen Plan nachzudenken.

Am folgenden Morgen fiel mir ein, es sei ein Fest in einer befreundeten Familie; die Tochter feierte ihren Geburtstag. Ich that, was ich alljährlich zu thun gewohnt war, ich brachte ihr einen Strauß. Als ich durch die Thür des wohlbekannten Hauses schritt, wandelte mich eine dämonische Idee an, die vorher nicht in meinem Plane gelegen hatte: ich griff in die Seitentasche und zog eine brennend rote, fremde Blume hervor, die ich dem Strauß einfügte. Dann übergab ich mein Geschenk.

Wie schön! sagte das junge Mädchen, und wie seltsam prächtig duftet die fremde Blüte!

Jawohl, liebes Kind, aber es ist gut, daß Sie mich daran

erinnern, ich habe sie vorher nicht recht beachtet; die Blume ist sehr giftig, so giftig, daß ich sie Ihnen wieder fortnehmen muß.

Damit riß ich die rote Blüte aus dem Strauß und warf sie in die Kohlen, die neben dem Ofen standen.

Ach, wie schade, rief sie aus, und . . . in diesem Augenblick schellte es an der Thür der Wohnung, einmal, dann noch einmal. Es durchfuhr mich; bleiben Sie, sagte ich, ich werde nachsehen, da das Dienstpersonal nicht acht zu geben scheint. Ich wandte mich; ein zufälliger Blick traf den Spiegel; da sah ich in meinem eigenen Auge das lauernde Flickern, welches der Pole mir gezeigt hatte; ein zweiter Blick traf das junge, schöne, unschuldige Kind. Nein, sagte ich im Stillen, das soll nicht sein; ich trat schnell zu dem Kohlenbehälter und nahm die Blume an mich; dann ging ich hinaus, um zu öffnen — es war niemand vor der Thür. Draußen ließ ich die Blume in der wohlbekannten Tasche verschwinden und war fast erfreut, als sie beim Hinabgleiten wieder zum Auge wurde.

Acht Tage habe ich das Gespenst so mit mir herumgetragen; mein Arzt sah mich kopfschüttelnd an und bemerkte: Alter Freund, Sie verfallen sichtlich, ich muß Sie aufs Land bringen. Ich zuckte die Achseln und antwortete nichts. Da, eines Nachmittags, begegnete mir auf dem Bürgersteig Julius Schminkert, seltsam verstört, unruhig dreinschauend. Er schob seinen Arm unter den meinigen: Wie gehts, Vorsehung der Bücherskorpione? sprach er.

Hm, sagte ich, sprechen Sie mir nicht mehr von Büchern, dies Obst ist mir verleidet!

O Wogen des Schicksals, rief er aus, auch dieser alte Knabe hat sein Steckenpferd verloren! Kommen Sie, Verehrtester, lassen Sie uns einen Spaziergang machen; es thut

mir wohl, mit einer fühlenden Seele durch den Schnee der Erde zu wimmeln.

Schön, ich bin bereit, aber unter der Bedingung, daß Sie nicht mehr als 34 Verse citiren, so lange wir mit einander gehen.

Verse! Wenn Sie mich jemals wieder auf einem fremden Vers ertappen — na, ich sage nichts weiter.

Ich sah ihn von der Seite an und eine sonderbare Ahnung stieg in mir auf. Mir fiel plötzlich ein, daß ich, als ich vor dem Hause des Polen in den Wagen stieg, eben diesen Schminkert wie unsinnig die Treppe hinauf hatte stürzen sehen; dazu sein verstörtes Wesen, seine plötzliche Abneigung gegen fremde Verse. „Schminkert," sprach ich, „haben Sie vielleicht einen Operngucker in der Tasche?"

„Jawohl", antwortete er prompt, griff in seine Rocktasche und zog ein zierliches Instrument heraus. Ich hob es ans Auge, und im Vorüberfahren zog ich die Luft durch die Nase ein; kein Zweifel, das war derselbe exotische Duft, den ich nur zu wohl kannte. „Kommen Sie," sagte ich, und drehte ihn um, „gehen wir in meine Wohnung, ich habe Ihnen etwas zu sagen."

Wir gingen, und ich verschloß die Thür hinter uns. „Nun heraus mit der Sprache, Mensch, Sie haben Prizewsky gekannt!"

Er stand wie angedonnert; dann aber blitzte das Verständniß der Sachlage in seinen Augen auf, und mit einem trüben Lächeln sagte er: „Auch du bist in Ark . . .," aber er unterbrach das Citat mit einer zuckenden Bewegung, es war, als habe sich in seiner Tasche etwas gerührt.

Wir sahen uns eine Weile stumm an. Auf einmal zog etwas von seinem alten humorvollen Leichtsinn über seine Züge.

„Freund," rief er aus, und sprang in die Höhe, „ich habe eine Idee; nutzt sie nicht, so kann sie uns beiden wenigstens nicht schaden. Sagen Sie Ihrem Johann, er möge zwei Teller nebst Messer und Gabeln bringen, wenn Sie wollen, auch eine Flasche Rheinwein."

Meine Zähne fühlten sich an, als würden sie plötzlich drei Centimeter lang, aber ich klingelte, und Johann brachte das Verlangte. „Darf ich Ihnen", sagte Schminkert, „einen Apfel anbieten?" Damit griff er in die Tasche und zog den genannten Gegenstand hervor. Ich schüttelte mich, aber ich zerschnitt ihn auf dem Teller. „Guten Appetit," sprach er, „haben Sie mir vielleicht auch etwas vorzusetzen?"

„Gewiß, paßt Ihnen ein Stück Käse?"

„Meinetwegen." Ich holte es aus der Tasche und er zerschnitt es.

Eine Pause entstand, wir schauten abwechselnd uns und die Mahlzeit an. Er schenkte Wein ein und trank; ich that desgleichen. Mit einemmal spießte er ein Stück seines Käses heftig an die Gabel, kaute und verschluckte es. Ich schaute ihm nach den Lippen, es geschah nichts Bemerkenswertes. Und dann schlangen wir beide um die Wette, stürzten hastig ein Glas Wein und schlangen weiter, wie chinesische Verbrecher bei der Reisprobe. Als ich den letzten Bissen zu mir nahm, war mir, als hörte ich den leisen Schrei einer jungen Katze, auch ihn sah ich zusammenfahren, aber ich würgte ingrimmig weiter, es war zu Ende.

Dann griffen wir a tempo in unsere Taschen, und mit einem Jubelschrei, wie ich ihn nie gehört, flog er in die Höhe: „Freund, Bruder, gerettet! Erlöst! Das Scheusal ist fort!"

Auch ich umarmte ihn zum Erdrücken: „Hurrah, auch mein Auge ist verschwunden!"

„Goldonkel," sagte er, „bei Ihnen wars ein Auge, bei mir ein Zopf! Ein Chinesenzopf von drei Fuß Länge mit einer grünen Schleife am Ende. Wie viel verschiedene Körperteile mag der edle Pole hier wohl zurückgelassen haben?"

„Brr," unterbrach ich ihn, „auch das noch, ein Zopf? Halten Sie das für verdaulich?"

„Mir gleich," sagte er, „halten Sie es für angenehmer, wenn Ihnen das Scheusal wie eine Schlange in der Tasche herumwedelt? Die Gespenster sind fort, wir brauchen sie nicht mehr zu fühlen, das ist die Hauptsache! Leben Sie wohl, ich gehe, meine Erinnerung in Sect zu begraben!" Und damit verschwand er.

Wenn ich es nur auch so verwinden könnte! Aber nun sitze ich hier, der Sanitätsrat hat mich aufs Land gebracht, und ich trage den Zopf eines Chinesen im Magen. Und nun weiß ich nicht, soll ich Bitterwasser trinken, oder soll ich ihm eine Flasche Haaröl angedeihen lassen, damit er sich wohl befindet und nie wieder zum Vorschein kommt?

Idyll.

Sie saßen nicht weit von einander in zwei benachbarten Verschlägen im Untergeschoß der Pariser Hallen und gingen ihrer Beschäftigung nach. Er wichste Stiefel, und sie — doch erst wollen wir die beiden vorstellen. Sie waren zwei verlorene Hälmchen, welche der große Flutstrom der Hauptstadt auf den Sand gespült und zurückgelassen hatte; sie die Tochter eines früh zugrunde gegangenen Mädchens, er, ja, man wußte gar nicht recht, woher er eigentlich kam. Man erinnerte sich nur, daß er eines Morgens als kleiner Junge mit einem überfahrenen und schlecht geheilten Fuß zwischen den Ständen der Halle umherkroch und hungrig zu den aufgestapelten Schätzen emporsah. Das grob-gutmütige Volk der Lebensmittelhändler ließ die beiden mitlaufen. Erst steckte man ihnen Brocken zu; dann gewöhnte man sich daran, sie als tägliche Gäste zu haben; dann rechnete man sie gewissermaßen zur Familie. Der Papa Mathurin, der schon damals eine Art von Führerschaft unter seinen Berufsgenossen hatte, und seine Nachbarin, die dicke Mutter Cölestine, steckten eines Tages die Köpfe zusammen und berieten, was wohl mit den Kindern anzufangen sei. Sie beredeten die Sache mit den übrigen, und man be-

schloß, sich ihrer anzunehmen. Die Mutter Cölestine nahm das Mädchen unter nähere Aufsicht, indem sie ihm eine Schlafstelle in ihrer Wohnung anwies, und Papa Mathurin that das gleiche für den Jungen. Daß man sie mit literarischer Bildung überladen hätte, ließ sich grade nicht behaupten, aber wie sie heranwuchsen, gab man ihnen Beschäftigung. Manchmal gab es auch Redensarten, die nicht aus der allerneuesten Auflage des Complimentirbuchs stammten, aber die schadeten ihnen wenig; sie gediehen dabei ganz gut, er zu einem kräftigen Burschen, sie zu einem leidlich hübschen Mädel. Wenn er sonst auch gut gewachsen war, sein schlecht geheilter Fuß hinderte ihn doch, als Lastträger oder in einem ähnlichen schweren Beruf Dienste zu leisten; aber es fanden sich andere Dinge, für die er zu brauchen war. Auch sie erwies sich für gewisse Beschäftigungen besonders anstellig, und so kam es, daß beide sich zu Specialitäten ausbildeten.

Selbstverständlich hingen ihre Specialitäten innig mit dem Leben der Hallen zusammen, und demgemäß waren die Herrschaften, denen er eben die Stiefel putzte, ganz eigentümlicher Art, es waren nämlich — Truthähne. Ja, wenn ein Truthahn mittlern Alters wohlgemästet und frisch aus der Ferne kommt, dann glänzen seine Füße gelb oder in kräftigem Eisengrau, wenn aber von den vielen, welche täglich eintreffen, einige hundert noch tagelang am Haken hangen, dann blassen die Farben ihrer Beine zu einem bleichsüchtigen Ton ab; und das kann nicht geduldet werden, denn eine verständige Hausfrau oder Köchin kennt es und weist die Tiere zurück. Hippolyt, so hieß unser Held, hatte nun die Fähigkeit, derartig veraltete Truthahnbeine mit einem künstlichen Anstrich wieder aufzupoliren, zu besonderer Vollkommenheit ausgebildet. Der

älteste, ganz blaß gewordene Hahn bekam unter seinen Händen einen frischen Glanz der Füße, so natürlich, daß Papa Mathurin selbst ihn nicht von einem eben angelangten Exemplar zu unterscheiden wußte, und, was die Hauptsache war, er färbte nicht ab. Dies letztere hatte noch keiner so vollkommen zustande gebracht wie Hippolyt, und dadurch bekam er die Kundschaft aller Geflügelhändler; er wurde der Generalwichsmeister für das ganze Volk der geschlachteten Puten. Seine Freundin Euphemie hatte im Frühjahr eine Beschäftigung von ähnlichem, auffrischendem Charakter, aber im Reich der Botanik. Sie flickte nämlich zerbrochene Spargel. Früher hatte man, wenn einem schönen Spargel der Kopf abbrach, die beiden Bruchstücke naiv mittels einen hölzernen Zahnstochers wieder aneinander befestigt; sie erfand eine Verbesserung des Verfahrens, welches ihr die Alleinherrschaft auf diesem Gebiete eintrug. Sie schnitt nämlich Spänchen aus einem etwas holzigen Spargel und benutzte diese statt der Zahnstocher, um den Kopf am untern Bruchstück zu befestigen; seitdem sie das eingeführt hatte, verschwand das Flickmaterial beim Kochen in der Gesamtmasse, und es kam nicht mehr vor, daß eine ironische Köchin den Colleginnen der Mutter Cölestine am Tage nach einem großen Diner eine sauber zusammengebundene Collection von Zahnstochern überreichte: „Eine Empfehlung von der Madame, und sie wünschte nicht, euren Vorrath von Brennholz zu berauben.“

Wie gesagt, Hippolyt und Euphemie saßen in zwei neben einanderliegenden Verschlägen und widmeten sich ihrer ausbessernden Thätigkeit. So lange sie noch zwei kleine Rangen waren, sie 6 und er 10 Jahre alt, hatten sie sich wenig umeinander gekümmert; jetzt, wo sie die 18 erreicht hatte, änderte sich das. Draußen am Tageslicht kamen sie freilich immer noch

wenig miteinander in Berührung, dafür sorgte Mutter Cölestine, welche der ehrenfesten Ansicht war, ein Mädel dürfe niemals Zeit zum Lungern haben. Aber unten im Souterrain wußten sie sich meist so einzurichten, daß sie ihre Runde bei den verschiedenen Kunden in derselben Richtung machten, und wenn sie nicht eher zusammentrafen, so geschah das gewiß am Schluß, wo sie für die Mutter Cölestine und er für den Papa Mathurin arbeitete. Deren Keller lagen, wie ihre Stände, nebeneinander, und wenn Hippolyt zu früh kam, um seine Freundin schon vorzufinden, so machte er sich irgend etwas zu thun, bis er sie neben sich singen hörte; kam er aber zu spät, so sang sie mit bemerkenswerthem Eifer — er kannte den Ton und beeilte sich.

Guten Tag, Mademoiselle Phemie, sagte er, und sie antwortete freundlich: Guten Tag, Monsieur Polyte, wie geht es Ihnen? Er constatirte, daß es ihm gut gehe, und setzte bei ihr das gleiche voraus; seine Hoffnung wurde bestätigt. Dann schaute er eine kleine Weile zu, wie sie mit geschickten Fingern Spänchen schnitt, zuspitzte und einsteckte, daß die Köpfe, nur durch eine unmerkliche Linie getrennt, fest auf den Stangen saßen. Jetzt kam ein Spargel von phänomenaler Größe an die Reihe, und er sprach bewundernd: Ei, ist der schön! Ja, sagte sie und spielte ein wenig mit den beiden Stücken, Madame Cölestine sagt, es sei die schönste Stange, die seit lange auf den Markt gekommen. Es ist schade, daß er zerbrochen ist, aber es ist auch gut, daß ich ihn so hübsch wieder herstellen kann. Sehen Sie, die beiden Theile passen aufeinander wie gegossen.

Lassen Sie mich zusehen, wie Sie ihn machen.

Sie nickte freundlich und legte den Spargel vor sich auf den Tisch; er neigte sich, daß sein Gesicht dicht neben dem

ihrigen stand. Sie nahm ein Stiftchen und sagte: Diese Faser hat sich krumm gebogen, ich muß sie erst gerade machen. Und wie sie sich bei den Worten ein wenig nach ihm umwandte, stand ihre frische Wange grade vor seinem Munde. Da gab es ein kleines Geräusch, einen kleinen Schrei und ihrerseits eine etwas heftige Bewegung, dann aber einen halben Fall und einen ernsthaften, wenngleich unterdrückten Ausruf des Schreckens: Herr Jesus, was haben wir gemacht!

Nicht daß der sanft aber richtig applicirte Kuß ihr diesen ernstlichen Schreck eingejagt hätte; es war freilich der erste, aber man lernt ja rasch, sich in dergleichen zu fügen; nein, bei ihrem Auffahren hatte sie nicht bedacht, daß Monsieur Polyte ohne weitere Stütze auf den Zehen stand; er kam aus dem Gleichgewicht, griff vor sich hin, wie jeder fallende Mensch, fuhr unglücklicherweise mit der Hand auf ihren prachtvollen Spargel und drückte das zarte Gewächs mit dem Gewicht seines Oberkörpers zu schanden. Da lag es vor ihnen, platt und in zahllose Splitter zerspalten, ein betrüblicher Anblick für eine Künstlernatur, die eben ihre Leistungsfähigkeit an ihm erproben wollte, und jeder möglichen Heilung entrückt. Ein paar Thränen traten ihr in die Augen und ängstlich fragte sie: O, was soll ich machen? Stumm und betreten stand er neben ihr und wußte keinen Rat. O Phemie, sprach er, wie böse müssen Sie mir sein! Wenn ich Ihnen nur helfen könnte! Ich bin so ungeschickt!

Sie schaute ihn an, nicht sehr böse, aber betrübt und sagte: Gehen Sie, ich will sagen, ich sei es gewesen. Und er schlich geduckt in seine Zelle.

Aufgeregt ergriff er den schönsten und dicksten von seinen Hähnen, hängte ihn vor sich hin und fing an ihn zu bearbeiten.

Aber nicht lange dauerte es, so hörte Euphemie ihn stöhnend sagen: O Jesus, was habe ich da nun wieder gemacht! Es folgten noch ein paar ähnliche Ausrufe. „Sollte er sich noch immer mit meinem Malheur plagen?“ dachte sie und ging zu ihm hinüber. Da sah sie denn freilich, daß er noch etwas Neues angerichtet hatte. Er hatte dem fettesten aller Puter in seiner Aufregung ein paar Kanonenstiefel angewichst, die weit über das natürliche Maß hinausgingen, wahre Prachtexemplare; sie reichten in glänzender Eisenfarbe bis hoch an die Schenkel hinauf. Und wie vorhin, so saß er jetzt betrübten Mutes vor seiner Leistung und sprach: Ich kenne meine Wichse, das geht im Leben nicht wieder herunter; den habe ich zugerichtet, daß ihn kein Mensch mehr kauft.

Im ersten Augenblick, solange sie bloß den Hahn sah, hätte sie lachen mögen, und hätte es auch wahrscheinlich gethan, wenn sie nicht unter dem Einfluß ihres eigenen Unfalls gestanden hätte; aber so war sie mitleidig gestimmt. Sie trat zu ihm hin und sann, aber auch sie wußte keinen Rat. Da neigte sie sich, legte ihren Arm um seinen Hals, sagte „mein armer Polyte“ und küßte ihn. Er schlang nun auch seinen Arm um sie, und ehe sie sichs versah, hatte sie ihren Kuß zurück, diesmal aber ohne Aufschrei und ohne weiteres Unheil; derartiges richtet viel weniger Störungen des Gleichgewichts an, wenn es mit gegenseitigem Einverständnis geübt wird.

Dann sprach er: Nun komm und nimm deinen Spargel! Sie thats, er faßte seinen Puter, und so stiegen sie hinauf. Droben schien eben die Sonne mit ihren letzten Strahlen schräg durch die große Halle, die meisten Stände waren schon leer, aber Mathurin und Cölestine waren noch an den ihrigen, als die beiden Delinquenten Arm in Arm vor sie hintraten.

Stumm producirte Euphemie ihren breitgequetschten Spargel, stumm hielt Hippolyt dem Alten die verschändelten Beine seines Truthahns hin.

Mathurin schaute das Paar an, blickte auf den Puter; schaute das Paar nochmals an und sagte blos: „So!“ Mutter Cölestine hätte wahrscheinlich mehr gesagt, aber die Ruhe, womit der Alte die Sache aufnahm, imponirte ihr, sie ließ ihm das Wort.

Wie habt ihr denn das angefangen? sprach Mathurin.

Wir haben uns geküßt, antwortete Hippolyt.

Diesmal hielt Frau Cölestine nicht mehr ganz an sich, sondern fragte: Müßt ihr euch denn zu dem Zweck grade auf meinen schönsten Spargel setzen?

Aber der Alte schüttelte seinen grauen Kopf und sagte: Nun, Gevatterin, wir sind auch einmal jung gewesen. Ob sie grade darauf gesessen haben, daß weiß man auch nicht so sicher. Vom bloßen Sitzen ist wenigstens der Puter nicht so schwarz geworden. Aber was fangen wir nun mit diesen Kindern an?

Die Sünder schwiegen noch immer, aber sie standen auch noch immer Arm in Arm. Da griff die Mutter Cölestine denn doch ein und rief: Jetzt marsch, du Mädel, geh' nach Hause und putze den Ofen; Unterricht im Anstreichen hast du ja doch wohl schon bekommen.

Gehorsam ließ Euphemia ihren Schatz los und wandte sich, zu gehen. Auch Polyte machte Miene, in den Keller zurückzusteigen, aber der Alte rief ihm nach: He du, heute wird nicht mehr gewichst, sonst kommen wir womöglich in den Ruf, daß unsere sämtlichen Truthähne lange Stiefel tragen. An einem ist es grade genug. Mach, daß du fortkommst. Und

Hippolyt machte, daß er fortkam, aber er hielt dabei die Richtung inne, in der Euphemie gegangen war.

Der Alte blickte ihm mit einem gutmütig schlauen Grinsen nach und sagte dann zu seiner Nachbarin: Gevatterin, eigentlich ist das das Gescheiteste, was die beiden thun konnten; denn sie passen zueinander, und sie passen zu keinem andern. Und ich denke, wir machen, daß sie sich in Ehren bekommen. Denn die Ehre befördert die Reinlichkeit, und die Reinlichkeit muß bei uns aufrecht gehalten werden.

Sie nickte: Jawohl, aber wir müssen ihnen ein Gewerbe schaffen.

Ja, sagte er, wir müssen ihnen ein Gewerbe schaffen. Er decorirt die Beine, sie flickt im Frühjahr Spargel, im Sommer organisirt sie Salatköpfe und im Winter schiebt sie die Knochen in die falschen Schweinscoteletten; das ist etwas, aber es ist nicht genug.

Ja, sagte Mutter Cölestine, man muß ihnen noch etwas mehr verschaffen, etwas Leichtes, weil er doch keine schwere Arbeit thun kann.

„Wir wollen einmal mit den Freunden beraten.“

Und so geschah es. Am Abend fand eine Conferenz der wohlmeinenden Häupter statt, und zwar mit gutem Erfolg. Erst fand sich, daß die alte Margot die Absicht hatte, ihre Hahnenkammfabrik aufzugeben und sich zur Ruhe zu setzen; die Weiber schossen eine kleine Summe zusammen und kauften der Greisin ihren Geschäftsfonds nebst der Kundenliste ab. Der erstere bestand freilich nur aus einigen Eisen von passender Form, mittels deren sie die Hahnenkämme aus dünnen Fleischscheiben ausstanzte, die Liste aber war von Wert, denn sie umfaßte eine stattliche Anzahl von kleinen Speisehäusern. Dann

erklärte ein Küfer: Mein Jacquot muß unters Militär, ist also ohnehin genötigt, seinen Handel mit Spinngeweben aufzugeben; unser Polyte mag ihn haben. Das ist vortrefflich, entschied Papa Mathurin; wir wollen auch für den Jacquot etwas zusammenschießen, damit er uns seine Quellen und seine Kundschaft überweist; dann ist den jungen Leuten geholfen.

Die erforderlichen Einzelheiten waren bald erledigt, und am zweitnächsten Abend richteten die Leute aus der Halle dem Paar ein Verlobungsmahl. Die Corpora delicti fehlten nicht dabei, aber der Truthahn war gebraten und der dicke Spargel gekocht. „Hin sind sie doch“, hatte Mutter Cölestine gesagt, „also können wir sie auch zur Verlobung benutzen.“ Und als die Mahlzeit zu Ende ging, hielt Papa Mathurin eine ganz wohlgesetzte Rede. Er erinnerte das Pärchen dran, wie sie unter den Leuten der Halle aufgewachsen seien, wie man für sie gesorgt und ihnen eine Thätigkeit gegeben habe. Und zum Schluß überreichte er der Braut ihre Bestallung als Hahnenkammfabrikantin, dem Bräutigam aber eine Liste von 400 Weinwirten, die sich bereit erklärten, von Hippolyt die Spinnengewebe zu beziehen, deren sie bedürfen würden, um ihren „alten“ Weinflaschen das Ansehen zu geben, als ob dieselben vierzig Jahre im Keller gelegen hätten.

Die beiden wußten den Wert der Gabe zu schätzen und dankten in freudiger Rührung.

Auch Einer.

Wie er hieß? Ja, das wußte man so recht nicht, denn niemand gab sich Mühe, danach zu fragen. Wer ihn brauchte, der rief „Heda", er hörte auf den Anruf und kam.

Was er war? Das ist auch nicht ganz kurz zu sagen: er war so etwa der Substitut vom Substituten des Kutschers und Pferdeknechts bei meinem alten Freunde Abdurrahman Pascha. Der Kutscher Ibrahim war mit den Jahren aus einem gelenkigen Reitburschen ein bärtiger Alter geworden, der es wohl noch verstand, das reich gezäumte Roß seines Meisters in würdevollem Paradeschritt am Zügel zu führen, oder auch, steif auf dem Bock aufgepflanzt, die dicken Wagenpferde in sanften Trab zu bringen; aber auf Striegeln und Fegen ließ er sich nicht gern mehr ein. Deshalb hatte er sich mit Bewilligung des Hausherrn einen Gehülfen genommen, der Ali hieß; dieser verrichtete statt seiner den beschwerlicheren Teil der Arbeit, insbesondere den Stalldienst. Mit der Zeit aber wurde auch Ali ein Mann, der auf sich hielt, und nachdem er einmal in Abwesenheit des Pfeifenstopfers die Ehre gehabt, dem Pascha einen Tschibuk zu füllen, deuchte es ihn nicht mehr recht passend, sich persönlich mit der Fortbewegung von Pferdemist zu befassen.

Er rief also eines Morgens einen Jungen von der Straße herbei: Heda, komm einmal her und schaffe dies in die Grube. Der Junge thats, und bald gab es weitere Aufträge: Heda, schaff' mir einen Eimer Seewasser her, heda, hol' Häcksel, heda, geh einmal ans Meer und sage den Nachenführern, daß sie sich bereit halten, der Pascha will abfahren! Der Junge schob, trug und ging, wie es verlangt wurde, es gab mehr und mehr für ihn zu thun, und so wurde er unter Alis Ägide allmählich ein Angehöriger des Hauses, man duldete ihn, man gab ihm Essen, schließlich auch Kleidung; wer ihn haben wollte, der rief „Heda“ und gab ihm seine Aufträge.

Dabei gedieh er. Schön wurde er nicht, auch nicht geistreich; er that seine Dienste und dämmerte vor sich hin, zufrieden, irgendwo in der Welt seinen Platz als Anhängsel gefunden zu haben.

Eines Tages aber ereignete sich auch in seinem dumpfen Leben etwas. Der Pascha kaufte sich eine neue, europäische Kutsche. Im frischen Glanze des blauschwarzen Lackes erschien die Ausgeburt modernster Eleganz auf dem Hofe seines Konaks, Männlein und Weiblein kamen heran, das Gefähr zu bestaunen, der Pascha selbst schmunzelte wohlgefällig, als er es betrachtete, und auch „Heda“ bewegte sich heran, um sein knolliges Antlitz in der blanken Außenwand zu spiegeln; ja, er versuchte, mit dem Finger daran zu wischen. Das wurde ihm bald gelegt, aber er durfte sich vorspannen, um den Wagen in die Remise zu ziehen.

Drei Tage später war Freitag, der Pascha benutzte zum ersten Mal die neue Kutsche, um in den Palast zu fahren, und es regnete unmäßig. Barmherziger Allah, wie sah sie aus, als sie zurückkam! Die Seitenwände ein Schlammfeld, zollhoher

Schmutz auf den Tritten, die Spritzer gingen bis auf die Decke! Ali stand am Nachmittag kopfschüttelnd vor dem Vehikel, besah es von allen Seiten, schüttelte nochmals den Kopf und — verfiel auf sein gewöhnliches Auskunftsmittel. Heda, rief er, komm her und hilf mir den Wagen abwaschen!

Heda schlängelte sich heran, hielt sich nicht lange mit Denken und Kopfschütteln auf, sondern holte einen Eimer Wasser und was sonst erforderlich war und begann die eine Seite der Kutsche zu bearbeiten, während Ali die andere in Angriff nahm. Ali beschaute nach einiger Zeit das Werk seines Gehülfen und fand, daß es besser gethan war als sein eigenes; der Bursche hatte langsam aber gründlich gearbeitet. Da zündete Ali sich eine Cigarette an und sprach gemütlich: Heda, du kannst das allein fertig machen. Und so geschah es; vor Sonnenuntergang war das Werk geleistet; der Hof stand unter Wasser, aber die Kutsche strahlte so glatt, als ob sie die Straße nie gesehen hätte.

Am nächsten Tage wollte der Pascha wieder ausfahren. Der Wagen stand angeschirrt, Ibrahim saß auf dem Bock, Ali hielt die Wagenthür, Heda lungerte im Hintergrunde. Der alte Herr warf, ehe er einstieg, einen wohlgefälligen Blick auf das Gefähr und sagte freundlich: Ibrahim, den habt ihr gut gereinigt. Ibrahim verneigte sich, soweit es seine würdige Kutscherhaltung zuließ, legte die Hand an Herz und Mund und gab das Kompliment weiter: Ali, den hast du gut gereinigt. Ali schmunzelte, verneigte sich, grüßte und klappte die Thür hinter dem eingestiegenen Pascha zu. Dann sagte er: Heda, hol' mir eine Kohle für meine Cigarette!

Als der Bursche das Heda hörte, schoß ihm das Blut ins Gesicht und er öffnete erwartungsvoll den Mund; bei dem Nach-

satz „hol' mir eine Kohle“ klappte er ihn wieder zu und — schlich davon, um den Auftrag auszuführen.

Aber er hatte etwas wie einen Schlag empfunden, und was das war, das sollte ihm bald noch deutlicher werden. Denn dieselbe Sache wiederholte sich den ganzen Winter lang in jeder Woche: die Kutsche kam schmutzig heim, Heda wusch sie im Schweiße seines Angesichts, bis sie blitzblank war, und seine Vorgesetzten strichen den Dank dafür ein.

Als er zum ersten Mal das Heda des Stallknechts hörte, da überkam es ihn wie ein freudiger Schreck, daß er seinen Teil am Lobe haben sollte, und er wäre gern zufrieden gewesen, wenn dieses Lob auch nur von Ali gekommen wäre. In die Enttäuschung aber mischte sich mehr und mehr der Künstlerstolz, der auch in diesem Klumpen Menschheit wohnte, sein Ehrgeiz stieg, er wollte vom Pascha selbst eine Anerkennung haben. Er wusch, je länger, desto eifriger, er fand neue Arten, den Glanz der Kutsche zu erhöhen, er arbeitete schließlich mit einer wahren Wut; vergeblich, der Pascha lobte den Ibrahim, der Ibrahim lobte den Ali; an den armen Teufel zu denken, der nach einem Worte der Anerkennung für seine höchste Leistung hungerte, fand keiner der Mühe wert. Immer bitterer wurde ihm die Ungerechtigkeit: Ich bin es, der den Wagen so schön macht, und der Ali läßt sich dafür preisen! Und ich darf es nicht sagen, sonst wirft er mich vor die Thür!

Sein Dasein wurde zu Galle, und endlich faßte er einen großen Entschluß. Er verschaffte sich eine kleine Säge und schlich sich des Abends nach dem Essen in die Remise. Als der Pascha am nächsten Morgen über die Gosse vor seiner Hofthür fuhr, da gab es ein leise krachendes Geräusch, der Wagen senkte sich auf einer Seite und kippte, ein Hinterrad

rollte zur Seite, und der Schiffbruch war fertig: Se. Excellenz lag in der Gosse. Der dicke Herr öffnete die Thür, die bei dem Sturz nach oben gekommen war, aber ehe er ein vernehmliches Wort sagen konnte, standen schon Ali und Ibrahim da, um ihn herauszuschroten. Er ließ sich das mit der ihm eigenen Ruhe gefallen, aber sehr würdig war seine Lage doch nicht, und er war verstimmt. Als er draußen war und den Schaden objectiv ansehen konnte, fragte er: was ist das, wie ist das gekommen?

Was ist das, wie ist das gekommen? sagte auch Ibrahim, und dieselben Worte rief eine alte Sklavin aus, die vom Hause herbeigekommen war, um den Vorfall händeringend zu begutachten.

Spann die Pferde aus, Ibrahim, und zieht den Wagen zurück, befahl der Pascha, und die Dienerschaft schickte sich an, zu gehorchen. Auch die Alte wollte sich nützlich machen und ging hin, das fortgelaufene Rad aufzuheben. Dadurch lenkte sie das Auge des Herrn auf ihr Thun, und plötzlich fragte der Pascha noch einmal, aber in anderm Ton: Was ist das? Und er zeigte mit dem Finger auf die Bruchstelle: Ibrahim, da sind ja sämtliche Speichen dicht an der Nabe bis auf eines halben Fingers Breite durchgesägt!

Ibrahim stand versteinert. Er warf einen strengen Blick auf Ali und fragte: Wie geht das zu?

Ali machte gleichfalls ein Gesicht, in dem sich ratlose Bestürzung spiegelte. Mit einem Mal kam ihm eine Inspiration, die gewöhnliche, er wandte sich gegen den Hof und rief: Heda, komm mal her!

„Heda“ kam, als hätte er auf den Ruf gewartet, und als ihm nun die Frage gestellt wurde: Sag an, du Lümmel, wer

hat den Wagen unseres Herrn durchgesägt? da antwortete er mit einer Aufrichtigkeit, die stark an Frechheit erinnerte: Das habe ich gethan, Pascha, unser Herr!

Im selben Augenblick zappelte er in Alis Händen und war auf dem Wege, in einem gewaltigen Bogen quer über die Straße zu fliegen, aber heulend und sich wehrend schrie er: Pascha, unser Herr, ich habe es gethan, um dir zu zeigen, daß diese beiden sich nicht um deinen Wagen kümmern!

Abdurrahman wurde aufmerksam. Laßt ihn los, befahl er, und du, komm einmal her. Wie geht das zu?

Immer noch heulend, aber mit kräftigem Entschluß sagte der Bursche: Ja Herr, ich habe deinen Wagen geputzt von Anfang an, ich habe mich gemüht und habe ihn schön gemacht, und die da haben sich gestellt, als ob es ihre Arbeit wäre. Du hast sie gelobt, aber sie haben mir nie etwas zukommen lassen, und haben dir nie gesagt, daß ich es gewesen, der dich prächtig erhielt, während sie selbst sich nicht um dein Besitztum kümmerten. Das hat mir die Leber verbrannt, und das habe ich dir beweisen wollen. Pascha, unser Herr, Allah schenke dir ein langes Leben, jetzt magst du mich durchprügeln lassen!

Der Pascha fühlte seinen Zorn verrauchen. Er warf einen Blick auf Alis Finger, in denen es zuckte, als ob sie die Strafvollstreckung nicht erwarten könnten, hob die Achseln und sagte gutmütig: Nun, du hast gut geputzt, das muß man dir lassen. Aber hier ist es doch für dich nicht mehr geheuer. Weißt du was? Geh zu meinem Freunde Nedim, du weißt ja, wo er wohnt; der sucht einen Burschen für seinen Dienst, und wenn du ihm sagst, daß ich dich schicke, wird er dich annehmen. Da kannst du putzen und er wird wissen, wer es gewesen ist. Jetzt aber mach, daß du fortkommst!

Damit wandte er sich, um ins Haus zu gehen. Er sah nicht mehr, was hinter ihm geschah: Ali versagte es sich nicht, den Abgang seines ehemaligen Schützlings durch einen mächtigen Fußtritt zu beschleunigen. Freund „Heda“ verließ den Schauplatz seiner Thätigkeit infolgedessen mit verschiedenen blauen Flecken, aber er heulte nicht mehr; im Gegenteil, es wurde wohl selten Einer mit so strahlendem Gesicht vor die Thür geworfen. Denn wenn er es auch nicht zu sagen verstand, er wußte, daß er an dem Tage ein Mensch geworden war.

Ein Glück.

Wer der Glücklichste sei? antwortete der Hausherr; schwierige Frage! Nach meiner Schätzung sollte ich denken, die glücklichste Stellung auf Erden sei die eines Indianerhäuptlings im Walde oder eines Beduinenscheichs in der freien Wüste; aber die Leute sind von melancholischem Temperament und verderben sich die natürliche Lebensfreude durch künstlichen Ernst; wer weiß, ob ihr Zustand von innen so aussieht, wie wir ihn von außen zu erblicken glauben? Eher möchte ich noch meinen, daß die Zigeuner das große Loos gezogen haben. An manchen Orten und zu manchen Zeiten geht es ihnen ja wohl recht schlecht, aber wenn es nur eben leidlich wird, die Heiterkeit! Wie sie sich des Daseins und der Spitzbüberei freuen, und zwar von innen heraus, auch wenn keine Zuschauer dabei sind! Das kann ihnen kein anderer nachmachen.

Seine Gattin drohte ihm lächelnd und antwortete: Drücken Dich die Ehefesseln so sehr, Alter? Es steckt doch immer etwas vom Wilden in euch Männern. Da steht nun diese Säule des Staates und der Bildung, und sobald sie ihren Begriff vom glücklichsten Leben entwickeln soll, greift sie über Gesetz und Erziehung hinaus zu Indianern und Zigeunern!

Ja, erwiderte er, das steckt in der Menschheit. Adam und Eva haben auch keine Steuern gezahlt, und ob sie Bildung besaßen, das wäre erst noch festzustellen. Und es ist ganz gut, daß der alte Adam, wenigstens in uns Männern, nicht erlischt; denn das ist der Sauerteig, von dem in letzter Linie der Trieb zum Schaffen und zum Fortschreiten ausgeht.

Gut, aber da Du doch nicht in die Haut eines Zigeuners fahren kannst, so wird sich wohl schwerlich eine bestimmte Entscheidung über seine Glückseligkeit treffen lassen; mir wäre sie auch nicht reinlich genug, das muß ich gestehen.

Wenn Du eine Zigeunerin wärst. . .

So würde ich die gewaschenen Hände nicht vermissen; ich weiß, was Du sagen willst. Aber sie hindern mich jetzt, die Versenkung in jenes Dasein mit der erforderlichen Andacht vorzunehmen. Laß sie laufen; wir wollen lieber fragen, wer von den Männern und Frauen, die wir kennen und gekannt haben, der glücklichste sei.

Ich würde Moltke nennen. Solch ein brav und mächtig aufsteigendes, von Erfolg zu Erfolg bis zum höchsten Gipfel emporgewachsenes Leben, solch ein Alter in Ruhm und Liebe, solch ein Tod — das Geschick hat es wahrlich gut mit ihm gemeint.

Das mag sein, aber Du wirst zugeben, daß sein Glück nicht ganz vollständig ist. Er hat z. B. keine Kinder gehabt, und ohne die kann ich mir kein volles Glück denken.

Ja, dafür bist Du eine Mutter. Ob der Maßstab aber für einen Moltke der richtige ist, das wollen wir dahingestellt sein lassen.

Und dann dachte ich bei meinem Vorschlag auch eigentlich nicht an Männer, die wir wesentlich aus ihrem Ruhme kennen,

sondern an intimere Freunde, deren Erlebnisse man vertraulich übersehen kann.

Nun, da würde ich mir die ausgeprägten Specialtalente heraussuchen, einen Geometer wie X. oder einen Kunsthistoriker wie Y. Solch ein Mann, dem die Natur eine ganz begrenzte, in der Begrenzung hohe Begabung mit auf den Weg gegeben, hat es zu gut; er weiß immer, was er zu thun hat, hat immer seine Interessen und seinen Trost, fällt immer wieder in den Sattel seines Steckenpferdes, wird nebenbei erfolgreich in seinem Fach, macht sich nichts aus dem, was außerhalb seiner Kreise liegt; das ist geradezu beneidenswert.

Weißt Du wohl, daß Du entweder Dir oder mir ein recht schlechtes Zeugniß ausstellst? Habe ich darum zwanzig Jahre neben Dir gelebt, daß Du das Glück immer nur draußen suchst? Du sprichst blos von Wirksamkeit nach außen, von Befriedigung der Intelligenz und der Thatkraft; wo bleibt das Herz?

Ja, liebes Kind, in die Herzen kann niemand hineinsehen. Zu Zeiten wohl, wenn Glück oder Unglück sie weit öffnet, aber nicht auf die Dauer. Und wenn Du verlangst, daß ich angeben soll, wen ich für den Glücklichsten von Herzen halte, dann muß ich sagen, meine Kenntniß ist zu unsicher, als daß ich mich entschließen könnte, einen bestimmten Namen zu nennen. Kannst Du es vielleicht?

Ich müßte mich erst besinnen . . . jetzt, in diesem Augenblick . . .

Weißt Du es nicht; ich weiß es auch nicht.

Ich weiß es ganz genau, sagte halblaut der Gast, der bis dahin schweigend zugehört hatte.

Sie, Freund, nun, so sagen Sie es.

Mit einem wehmütigen Lächeln antwortete er: Ich hatte eigentlich nicht beabsichtigt, mich vernehmlich an ihrer Erörterung zu beteiligen; die Worte sind mir halb wider Willen entfahren. Aber da es einmal geschehen, so mögen Sie es auch ganz hören. Das glücklichste Wesen, welches ich gekannt habe, war mein eigenes Kind. — —

Was? Sie . . . ?

Ja. Sie kennen mich nun seit zehn Jahren als den stillen Mann mit dem grauen Kopfe. Sie können sich selbst sagen, daß ich nicht immer so gewesen bin, aber ich liebe es für gewöhnlich nicht, davon zu sprechen. Sie wissen daher auch nicht, daß ich einmal verheiratet war und ein Töchterchen hatte. Die Ringe habe ich abgelegt — zu dem übrigen. Sie haben von Anfang an keine Anspielung darauf gemacht, daß ich wohl noch unter die Haube zu bringen wäre; das war in der ersten Zeit, als unsere Bekanntschaft noch oberflächlich war, ein Hauptgrund, weshalb ich mich an Sie anschloß. Andere waren nicht immer so tactvoll. Doch wir wollten von dem Kinde sprechen.

Es hieß Agnes, wie seine Mutter. Aber es hat das kaum gewußt, denn es wurde immer nur „das Kind“ genannt oder bei allerlei lustigen Spitznamen gerufen. In den ersten zehn Monaten seines Daseins hat es mich, wie ich gestehen muß, wenig interessirt, aber dann wurde es ein so putziges kleines Ding, daß es sich mir unvermerkt ins Herz stahl. Es war das glücklichste Naturell, welches ich je gesehen habe. Bis zum ersten Jahr war es daran gewöhnt, von seiner Amme in den Schlaf gesungen zu werden. Als die Person fortging, dachten wir, es würde ungebärdig sein, und meine Frau setzte sich des Abends zu ihm, um es zur Ruhe zu bringen. Bald aber kam sie lachend, mich zu rufen; da lag das runde Kind in seinem

Bettchen und half sich auf seine Art: es sang sich selbst die Schlummerliedchen vor, die es brauchte, bis es fröhlich einschlief. Und so jeden Abend, lange Zeit; wenn es hingelegt war, hörte man das kleine Stimmchen singen, wir haben oft an der Thür gelauscht, bis es mit einem Mal stockte; dann war der Schlaf gekommen. Es lernte laufen und sprechen . . . und es hatte soviel zu erzählen, so lustige Reden zu halten! Es lief so gern spazieren, und freute sich so herzlich über die Spätzchen, über die Schnecken, über Blumen und Blätter, über alles, was ihm begegnete! Einmal bei wochenlangem Regen, hat es des Abends sein Gebetchen gesagt:

Lieber Gott, mach mich fromm,
Daß ich an die frische Luft komm!

Aber es hatte auch seine Lust am Dasein, wenn es zu Hause war. Wenn es als kleines Ding sein Süppchen aß, so war das immer eine Ceremonie, denn es mußte sich nach jedem Löffel erst freuen, wie gut das schmeckte. Und später, wie herzlich sagte es: „So gut!", wenn man es fragte „wie schmeckt es Dir?" Ja, sein ganzes Leben schmeckte ihm prächtig, das Wachen wie der Schlaf. Wurden die Härchen geschnitten oder die kleinen rosigen Nägel, so war das ein Fest, zu dem es jubelnd die Scheere herbeitrug; wurde ein Kuchen gebacken, so half es strahlend die Mandelreibe drehen; hatte es Zuckerwerk, so brachte es mir seine Schätze und holte sich des Abends beim Zubettgehen ein Stück davon, aber bei Tage kam es manchmal zu mir, um sich darüber zu freuen, daß die Süßigkeiten noch da waren. Und die Puppenwäsche erst? Wenn es hinter dem Waschtrog saß, glänzend vor Lust, und mit den runden Aermchen im Seifenschaum arbeiten durfte! Und der Christbaum, und der Osterhase, und alle die kleinen oder großen

Feste, wo man sich das lange, lange Jahr hindurch immer von Einem auf's Andere freuen konnte!

Allmählich aber fand es seinen Lieblingsplatz. Es kam zu mir und fragte: Vater, kannst Du mich gebrauchen? Hatte ich freie Minuten, so sang und sprang es mit mir; saß ich am Arbeitstisch, so holte es sich ein Schemelchen, setzte sich unter den Tisch und schmiegte sich an mein Knie. Und da sang es ganz leise sein liebstes Liedchen: „Ich hatt' einen Kameraden." Wenn ich ihm dann wohl die linke Hand reichte, schaute es mich an, und in den Augen des Kindes lag mehr Liebe, als ich sonst je in einem Menschenauge gesehen habe. Ja, es wußte, wer sein bester Kamerad war.

Und dann kam eine Zeit, wo es immer öfter bei mir saß, sein Köpfchen an mich lehnte und manchmal sagte: Ich bin so müde. Es wurde müde und immer müder, und zuletzt mußten wir es in sein Bettchen tragen, von dem es nimmer aufstand. Es lag da, blühend und schön, wie ein Engelchen, aber es konnte nicht mehr springen und gehen, und ich kannte die schreckliche Diagnose des Arztes: Gehirntuberkel! Aber fröhlich war und blieb es bis an sein Ende. Lassen Sie mich die schaurigen Wochen übergehen, wo wir Hand in Hand neben seinem Bettchen saßen und unsere Thränen nicht zeigen durften, damit die Augen des Kindes nicht den glückseligen Schimmer verloren, mit dem sie uns anschauten. Es hat keine Schmerzen gehabt, hat nicht gelitten, es war nur müde, verwechselte vor und nach die Worte und konnte schließlich nicht mehr essen, vermißte das aber auch nicht. Als ich seine Wangen zum letzten Male streichelte, fing es noch ganz leise und gebrochen an zu singen: „Ich hatt' einen Kameraden," und über dem Liedchen schlief es ein, um nicht wieder zum Bewußtsein zu

kommen. So blieb es in Liebe und Freude getränkt, bis es dem Tode entgegenschlummerte.

Es ist glücklich gewesen von Anfang bis zu Ende, aber es hat all unser Glück mit sich genommen. Meine Frau ist ihm bald gefolgt und ich bin der graue Mann geworden, als den Sie mich kennen. Guten Abend jetzt; rühren Sie nicht mehr daran, wenn ich wiederkomme!

Das Antlitz der That.

Auf der einsamen Schäre stand der Leuchtturm, und der Sturm trieb die Wellen hoch an ihm hinauf. Brodelnd hoben sich die schwarzen Wassermassen und schlugen mit ihren Kämmen grimmig gegen das schlanke Bauwerk, daß es schauerte und sich bog; von Zeit zu Zeit sprühte eine handvoll Gischt bis gegen die Fenster der Laterne.

Drinnen stand Bill, der eine der beiden Wächter, und hatte eben zum Beginn der Nacht das Feuer angezündet. Der Scheinwerfer war gerichtet, das Uhrwerk in Gang gesetzt; er warf einen gleichmütigen Blick nach Osten, wo hinter dem weiten Wellengewimmel das Festland lag, und einen zweiten, prüfenden auf die Wetterwolken, die von Westen her immer schwerer und dunkler heranzogen; dann stieg er in die Wachtstube hinab, welche dicht unter dem Feuerraum liegt. Außer der Leiter zur Laterne enthielt das öde kleine Gemach einen Tisch und einen Stuhl; als zweite Sitzgelegenheit konnte etwa die Treppe zu der eisernen Thür dienen, welche nach außen auf die Platform führte. An einer Wand hingen Werkzeuge, über dem Tisch schwebte eine Lampe, die zündete er an; auf dem Tische lag das Dienstbuch; er setzte sich und schrieb seinen Vermerk hinein. Dann versank er in Brüten.

In seinem verwetterten Gesicht standen sonst ein Paar gutmütige Augen, aber was sie zu andern Zeiten besagen mochten, das war seit Wochen durch Groll und Verbitterung verdrängt. Und heute mehr als je. Grimmig sprach er vor sich hin: „Morgen die Ablösung, wenn die See nicht zu schlecht ist, morgen ans Land, und was finde ich? Nichts, und in vier Wochen wieder die alte Rackerei. Wenn ich den Kerl wüßte, der mir das gethan hat!“ Der Rest ging in einem Fluch unter, und seine Faust fiel schwer auf den Tisch.

Er hatte wohl Grund zu grollen. Fünfzehn Jahre lang hatte er den Turmdienst versehen. Er war des einsamen Ausblicks auf die Wasser gewohnt und kannte den Sturm; er beachtete es seit lange nicht mehr, wenn der Turm sich unter dem Winddruck ausbog und wieder zurückschlug wie ein elastisches Rohr, und auch das ruckende Schauern, das beim schwersten Wogenschlag vom Grund aus durch die Mauern ging, störte ihn nicht beim Einschlafen. Der Turm ist nicht hoch genug, hatten sie wohl zuweilen gesagt, wenn die Wogen im tollen Tanz bis an seine höchste Spitze schlugen, aber sie hatten sich auch daran gewöhnt, er und seine Kameraden, und sie hatten gelernt, dem stahlverankerten Bauwerk zu trauen. Aber ein hartes Leben war es doch, und er hatte sich recht von innen gefreut, als ihm die Kunde ward, daß er auf einen besseren Posten versetzt werden sollte. Seine künftige Heimat sollte am Lande liegen; ein weißes Häuschen auf festem Boden und ein bescheidener Gartenacker sollte der Lohn für seine lange, rauhe Arbeit sein. Da wurde ihm, grade drei Tage, ehe er zum Leuchtturm fahren mußte, amtlich mitgeteilt, daß die Beförderung zurückgezogen sei, bis er sich gerechtfertigt haben würde: es sei eine Anzeige wegen Beihülfe zum Schmuggel gegen ihn eingelaufen.

Er hatte nicht geschmuggelt, aber unter den Fischern, mit denen er seine freien Monate verbrachte, war allerlei Volk, auch schmuggelndes, und ein hämischer Denunciant hatte seinen Umgang mit diesen Leuten benutzt, um ihn zu verdächtigen. Zwar hatte er den Schulmeister zu Hülfe genommen, um eine Rechtfertigung aufzusetzen, aber er wußte, die Behörden sind streng, der Verdacht genügte, um seine Beförderung zu hintertreiben, und bei ihm, wie bei vielen seiner Genossen, ging die Scheu vor dem Gericht in das Mißtrauen über, welches Beschuldigung und Verurteilung fast als gleichbedeutend ansieht. Er hielt seine Hoffnung für vernichtet.

„Wenn ich den Kerl wüßte," sprach er noch einmal, und der Tisch dröhnte unter seinem Faustschlage.

Da schlug die Uhr acht und sein Kamerad Bob trat ein. Der sah nicht unzufrieden aus, aber es war keine gute Zufriedenheit, die aus seinem Antlitz blickte. Mut und Kraft stand schon darin geschrieben, aber auch eine gewisse Bosheit.

Bill stand auf. „Es wird hart werden heute Nacht," sagte er. Der andere nickte gleichmütig und setzte sich vor das Dienstbuch, um die nächste Wache zu thun.

Bill stieg hinab zu der Koje, die unten in die Felsengrundlage des Baues gehöhlt war, setzte sich an den Tisch, aß ein Stück Schiffszwieback und einen geräucherten Hering, trank seinen Branntwein und legte sich auf das Bett, um die Ruhezeit zu verschlafen. Ein dumpfes Schollern und Knirschen klang leise wie aus dem Boden herauf und mischte sich in das oberirdische Tosen. Er wußte, das sind die Felsbrocken, die sich am Meeresgrunde verschieben, und beachtete den Ton nur als ein Merkzeichen. „Heute wird es wieder einmal über die Laterne hinübergehen," dachte er und drehte sich gegen die Wand.

Aber im Umwenden sah er unter dem Bette seines Kameraden etwas Weißes, wie ein Papier. Außer dem Dienstbuch gab es im Leuchtturm für gewöhnlich kein Papier; eine Dame hatte einmal eine Bibel hineingestiftet, aber die Männer hatten die Blätter derselben in Zeiten, wo die Streichhölzer knapp wurden, zu Fidibus verbraucht, und von dem Buch existierten nur noch die leeren Deckel. Deshalb fiel ihm der Gegenstand auf, und er erhob sich, um ihn aufzunehmen. Es war wirklich ein Brief, und zwar einer mit amtlichem Stempel. „Weshalb ist der nicht an mich abgegeben worden?" dachte er, „ich bin doch der älteste hier," und er öffnete ihn. Da stand in den deutlichen Schriftzügen einer Copistenhand:

„Wir teilen Ihnen mit, daß auf Ihre Anzeige eine Untersuchung gegen den pp. Moseley, genannt Bill, eingeleitet worden ist. Sie haben sich außerhalb der Dienstzeit für den Fall einer weiteren Vernehmung zur Verfügung des untersuchenden Kommissars zu halten. Sollte sich die erhobene Anschuldigung bewahrheiten, so würden Sie als Nächstberechtigter für die Wächterstelle am Cap in Vorschlag kommen; wir fordern Sie deshalb auf, Ihre Zeugnisse bis zum 1. November an uns einzusenden."

Der Brief war fünf Wochen alt und die Adresse trug den Namen Bobs.

Den wetterharten Mann befiel es wie ein Schwindel und seine Augen wurden stier. Das zerknitterte Papier in der Hand, fiel er schwer auf den Bettrand zurück, und knirschend würgte er die Worte heraus: „Also der!"

Er saß und hörte es nicht, wie die Brandung oben immer wütender gegen den Turm schlug. In langen Pausen wiederholte er das Wort, bis er zuletzt mit einem schweren Fluch emporsprang: „Also du! Hund, niederträchtiger Hund, du sollst erfahren, warum du mich angeschmiert hast!"

Und nach dem Brotmesser greifend, riß er die Thür auf, um die Treppe hinanzusteigen. Da ertönte hinter ihm die Notklingel, durch welche der Wächter am Feuer seinen Genossen zu Hülfe ruft. Er stieg mit blutunterlaufenen Augen vorwärts; die Wachstube war leer, aber auf ihrem Boden glitzerte es naß; er rannte die Leiter hinauf und hob die Luke zur Laterne. Da fuhr ihm eine Handvoll salzigen Gischts ins Gesicht, und mit einem Sprunge stand er oben, durchzuckt von der Gewißheit einer Gefahr, deren Größe er noch nicht zu ermessen vermochte. Alles andere war im Augenblick vergessen — die Lampe! Wasser an der Lampe!

Mit einem schnellen Blick orientirte er sich. Draußen auf der Platform stand Bob im peitschenden Regen, hielt sich an der Brüstung angeklammert und schrie ihm Worte zu, die er vor dem Tosen und Klirren nicht hören konnte. Eine Verständigung durch Worte zwischen den beiden war nicht möglich, aber er sah mit einem Blick nach außen, was geschehen war. Eine gewaltige Sturzwelle hatte ein dreieckiges Stück aus der Platform herausgeschlagen, daneben hatte sich ein Stein gesenkt, hatte den Stahlstab, an dem er verankert war, mit seinem innern Ende in die Höhe gedrückt, und dieser Stahlstab hatte ein Fenster der Laterne aus der Fassung gehoben. Dadurch war die Lücke entstanden, welche Wasser einließ. Die ganze Laterne war nicht unmittelbar bedroht, aber die Öffnung mußte gestopft werden, sonst kam das Feuer in Gefahr. Er versuchte das Fenster anzuziehen, aber das gelang nur sehr unvollständig, weil die Fassung verbogen war. Bob hatte sich gebückt und schwang einen Hammer gegen den gelockerten Stein; da begriff Bill seinen Teil der Aufgabe: er hatte das Fenster so gut wie möglich zuzuhalten und den

Gefährten zu warnen. „Bob hat recht," dachte er, „entweder er schlägt den Stein zurecht oder er schlägt ihn in Stücke, in jedem Falle wird das Fenster sich wieder schließen lassen." Und er spähte hinaus.

„Halloh!" Eine mächtige Welle schwankte heran. Schwarz hob sichs von unten empor, schwoll in die Höhe, bis ein dicker weißer Schaumstrahl durch die Lücke der Platform aufwärts sprang, während eine andere Schaumwelle über die Brüstung schlug. Bob hatte sich auf seinen Schrei hin erhoben und an der Brüstung festgekrallt, so lange der Schwall dauerte; jetzt hämmerte er wieder.

„Halloh!" Noch einmal dieselbe Spülflut, und wieder klang der Hammer in schweren Schlägen.

„Halloh, Gott sei uns gnädig!" Zwei ungeheure Wellengipfel stürmten von weitem heran, der ganze Turm zuckte, als ihn der erste traf, und wie ein Krachen klang der Anschlag des Wassers. Bill hielt krampfhaft sein Fenster; noch ein Krachen, näher und heller als zuvor, ein Schrei und ein schwerer Schlag gegen die Turmwand, hoch über ihn ging die Flut hinweg und trotz seines Haltens strömte es flutend durch das Fenster herein — als der Schwall sich diesmal verlaufen hatte, war draußen keine Brüstung mehr zu sehen, und auch kein Bob.

Bill hatte keinen anderen Gedanken, als die nächste Dienstpflicht. Er versuchte, ob das Fenster sich einrenken ließ; es gelang fast, die Woge hatte den verletzten Stein und damit das Haupthindernis weggerissen. Da warf er einen raschen Blick auf die Wasser, sprang hinab in die Wachtstube, ergriff Werkzeug und Stricke, und war wieder oben, ehe eine neue Hochwelle sein Werk mit völliger Vernichtung bedrohen konnte. Mit einem Eisen drückte er den gehobenen Stahlstab nieder, und dann

gelang es ihm, das Fenster zu schließen und festzumachen. Noch zwei solcher Wellen, sprach er vor sich hin, und der ganze Turm geht in Stücke; aber was Menschenhand thun kann, soll geschehen, um das Feuer zu retten. Er untersuchte die Lampe, putzte, was naß geworden war, und dann schaute er zum ersten Mal hinaus, bloß um zu schauen.

Der Sturm hatte sein äußerstes gethan, die Wellen gingen niedriger, aber die Hälfte der Brüstung war verschwunden, ein breites Stück der Platform selbst war ausgebrochen und Bob ...

Ein tiefes Grauen überkam ihn. Nicht vor der Gefahr, sondern vor der leeren Stelle da draußen und vor der leeren Stelle in seinem eigenen Willen. Denn jetzt fiel ihm wieder ein, was er hatte thun wollen. Er schüttelte die Erinnerung gewaltsam ab; ihm war, als liefen seine Gedanken gegen einen Abgrund, vor dem sie entsetzt zurückprallten, sobald sie an das nicht zu Berührende stießen. Das Messer lag auf dem Boden; er gab ihm einen Stoß. Jetzt war es ihm recht, daß der Regen noch gegen die Laterne peitschte; er machte sich mehr an dem verletzten Fenster zu schaffen, besichtigte seine Reparatur, verbesserte sie, arbeitete weiter an dem Stabwerk, bis ihm heiß wurde, revidirte dann wieder seine Lampe, fand neue Stellen, wo er die Riegel sichern oder die Hand an Verbesserungen legen konnte. So brachte er die Nacht hin, sich mit der Dienstpflicht übertäubend.

Als es hell wurde, löschte er die Lampe, zog die Notflagge, ging hinunter und trat vor die Thür. Der Sturm war vorüber, die Wellen hatten sich gemildert und liefen nur noch über den Felsenboden der Schäre. Er schöpfte Luft, aber es trieb ihn, sich umzuschauen. Er schritt die Felsen ab, soweit das Wasser es gestattete, und — er fand, was er finden mußte.

Bobs Leiche war von einer zurückweichenden Welle zwischen zwei Felsennadeln eingeklemmt worden und hatte der spülenden Kraft der späteren Wasserbewegung widerstanden. Ohne sich zu besinnen, watete Bill hin und bemühte sich, den toten Kameraden loszumachen. Es war eine peinliche Arbeit, aber er kam damit zustande, nahm den Leichnam auf seine Arme und trug ihn in die Koje, wo er ihn auf ein Bett niederlegte.

Nun gedachte er sich umzuwenden und hinauszugehen, aber er konnte es nicht. Ob ihn auch ein Zittern befiel, er mußte stehen bleiben und in das wächserne, bewegungslose Antlitz des Toten starren. So hast du ihn hinstrecken wollen, klang es aus dem Abgrund in seiner Brust, das wäre dein Werk gewesen, wenn nicht der Zufall in seiner furchtbaren Barmherzigkeit dich davor bewahrt hätte! Und er starrte den Leichnam wieder an, bis er, wie unter einer zermalmenden Last, zu Boden sank; auf den Knieen lag er, sich tief hinabbückend, und aus innerster Seele stöhnte er: „Herr Gott, du hast mir das Angesicht meiner That gezeigt, ich bin nicht wert, dir zu danken!"

Und so blieb er, bis draußen ein Pfiff und gleich nachher der Schall von Männerstimmen hörbar wurde. Da sprang er empor und lief an die Thür; die Ablösung war gekommen. Dem Verunglückten wurde nur ein flüchtiger Blick und ein kurzes Wort des Bedauerns gewidmet; man stieg hinauf, um den Sturmschaden zu besichtigen und ihn, soweit es anging, vorläufig auszubessern. Balken und Stangen hatte die Schaluppe auf Bills Notsignal hin mitgebracht, aber es zeigte sich, daß der Ansatz zur ersten Hülfe schwer zu finden sein würde; denn grade der Teil der Platform, welcher vor dem eisernen Thürchen lag, war fortgerissen, zwischen der Thüröffnung und dem nächsten Rest des Umganges war eine breite Lücke, die ersten

erreichbaren Steine wichen schon stark hinter der Rundung des Turmes zurück, und die Brüstung war zerbröckelt. So sahen die Männer vorerst kein Mittel, wie einer von ihnen auf die Platform gelangen konnte, und das mußte doch geschehen, wenn sie einen Ansatzpunkt haben wollten, um ihre Arbeit zu beginnen. Schlimmstenfalls, meinte einer, müßten wir die Laterne durchbrechen, um hinzukommen; eine böse Sache wäre das freilich, aber wenn es nicht anders geht!

Da sagte Bill: Ich wills versuchen, gebt mir einen Bindfaden! Die andern wollten ihm ein Seil umbinden, um ihn zu halten, falls er stürzte, aber er lehnte das so entschieden ab, daß sie ihm seinen Willen ließen. Und während sie den Atem anhielten, schwang er sich vor die Thür, faßte einen Augenblick Fuß auf der vorragenden Schwelle und wagte den furchtbaren Sprung über den Abgrund. Er fuhr gegen die Brüstung, daß noch einige Brocken herunterflogen, er fiel, aber er fiel auf die Steine der Platform, und sie hielten; das tollkühne Stück war gelungen. Ein Hurrah lohnte seine That, aber er warf nur einen vielsagenden Blick nach oben und fing sofort an zu arbeiten. Mit dem Bindfaden zog er ein Seil hinüber, mit dem Seil einen Balken, und damit war die Brücke geschlagen, von der aus das Werk der übrigen beginnen konnte.

Am Abend führten sie ihn ans Land, und dort hörte er, daß seine Beförderung zur Thatsache geworden sei; die Untersuchung gegen ihn hatte so wenig Anhaltspunkte gegeben, daß der Kommissar sie fallen ließ, ohne ihn erst zu vernehmen. Als man Bob zu Grabe trug, ging er mit. Ein Fischer, dem sein in sich versunkenes Wesen auffiel, fragte ihn: Das war wohl eine lange Nacht da draußen?

Nein, sagte Bill, aber ein langer Morgen.

Obeïd's Werbung.

Die Sonne neigte sich zum Untergange und goß feuriges Gold über die Wüste wie über ihre Grenze, einen meilenlangen dunkeln, steilen Lavawall, der nur durch einzelne schluchtartige Einschnitte zugänglich schien. Oben am Eingange der tiefsten Schlucht stand ein Beduine und hielt scharfen Auslug. Grade als die rote Scheibe zu versinken anfing, entdeckte er fern im Süden einen einzelnen Reiter. Er hob die Flinte und feuerte einen Signalschuß in die Luft. Dann lud er sein Gewehr und spähte weiter, diesmal gegen Osten. Und nicht lange dauerte es, so erkannte er auch dort die Gestalt eines Berittenen. Er begrüßte sie mit einem zweiten blinden Schuß und setzte sich, wie ein Mann, der seine nächste Wächterpflicht erfüllt hat.

Drinnen, wo die Schlucht sich zum geräumigen Thalkessel erweitert, hatte ein Stamm sein Lager aufgeschlagen. Unter dem breiten Zeltdach des Scheichs saßen noch einige seiner täglichen Besucher bei Kaffee und Pfeife, in wenig flüssigem Gespräch. Aber die meisten der Leute begannen schon sich zur Abendmahlzeit zurückzuziehen; auch die Weiber im Frauenzelt des Scheichs hatten ihre Thüröffnung schon zugezogen. Und als der erste Schuß von der Schlucht herüberkrachte, vielfaches

Echo und hundertstimmiges Hundegeheul weckend, da erhoben sich die Gäste, warfen dem Scheich einen verständnisvollen Blick zu und verabschiedeten sich von ihm.

Scheich Nedjib blieb allein, ein würdig verschmitzter Herr, und strich sich in behaglichem Nachdenken den Bart. Als der zweite Schuß knallte, flog ein Zug von doppelter Schlauheit über sein Antlitz — er sah in dem Augenblick etwa aus wie ein Diplomat, der auf Pfänder leiht — und er murmelte wohlgefällig: Sie kommen richtig zusammen, da werden sie sich gegenseitig überbieten.

Bald tönte leichter Hufschlag auf dem Lavasande, ein junger Reiter im gestreiften arabischen Mantel stieg ab und schritt auf den Scheich zu, sich höflich verneigend. „Sei gegrüßt, Nedjib, ich bin dein Schutzbefohlener.“

Sei willkommen, Kassim, antwortete jener und winkte ihm, sich niederzulassen. Beide nahmen auf dem Filzteppich Platz, der unter dem Zeltdach lag. Nedjib rief einen leisen Befehl ins Innere des Zeltes. Ein Bursche trat herzu, brachte Pfeifen, Kohlen, Kaffee und kleine Tassen; beide tranken und rauchten ohne viel zu sagen. Eben als Kassim die dritte Tasse absetzte, ertönte zum zweiten Mal der Hufschlag eines Pferdes; Nedjib konnte ein leises Zucken der Mundwinkel nicht unterdrücken, als sich bei dem Klang ein deutlicher Ausdruck des Mißvergnügens im Gesichte seines Besuchers ausprägte.

Der zweite Ankömmling war gleichfalls jung und kräftig, aber mit Prunk gekleidet. Er trug ein rotseidenes Ehrengewand, wie es wohl als Festgeschenk an hochstehende Führer verabreicht wird, und der Handgriff seiner Gürtelpistole blitzte wie von silbernem Beschlag. Er wurde begrüßt und bewirtet wie sein Vorgänger, und darüber verstrich wieder eine gewisse

Zeit, so daß die Dämmerung dem Mondschein gewichen war, als er die dritte Tasse absetzte. Dann wurde ein niedriger, runder Tisch von getriebenem Metall zwischen die Männer gestellt und der Diener beschickte ihn mit Essen; sie thaten dem Mahl Ehre an und sättigten sich.

Nach dem Abräumen, als Tabak und Kaffee zum zweiten Mal geboten war, strich Scheich Nedjib recht langsam über seinen Bart und begann: Meine Freunde, ich weiß, weshalb ihr kommt, und ihr wißt es gegenseitig. Es wäre Thorheit, hier noch Geheimniskrämerei zu treiben. Eure Absicht ist hell und heiß wie ein Licht, wer sie verdecken wollte, würde sich verbrennen. Also sprechen wir offen. Ihr beide wollt meine Tochter zur Frau, und beide habt ihr schon mit mir verhandelt. Ich kann sie nur einem geben, und da ist es mir ganz lieb, daß ihr zusammentrefft; so kann jeder von euch hören, was der andere zu bieten hat, und jeder kann sich überzeugen, daß er mir nicht zürnen darf, wenn ich das Angebot des andern vorziehen muß. Du, Kassim, bist ein reicher Mann in deinem Stamme, du, Kerem, bist der Sohn eines mächtigen Freundes; sagt hier beide, was ihr zu versprechen und zu geben habt.

Kassim warf einen schrägen Blick auf seinen Nebenbuhler, dann sah er dem Alten fest ins Gesicht und sprach: Ja, ich will deine Tochter, und du weißt, mein Besitz ist nicht gering. Ich habe Anteil an den vierhundert Kamelen meines Stammes, und ich besitze für mich eine Herde, um die mich mancher beneidet: zwölf Kamele, zweihundert Schafe, drei Pferde von schneller Art. Es wird deiner Tochter nicht an Milch fehlen und nicht an Brot oder Kaffee, noch auch an silbernen Spangen zum Putz.

Und was gibst du mir als Kaufpreis? fragte der Scheich.

Ich hatte drei Kamele und dreißig Schafe geboten, ich will noch zehn Schafe zulegen.

Und wie stehts mit dem baren Gelde? fuhr der Scheich in leiserem Tone fort.

Gleichfalls leise antwortete Kassim: Wir können uns noch darüber einigen; du weißt, was ich dir schon geboten habe.

Wohl. Jetzt rede du, Kerem.

Ich bin nicht so reich wie jener, sprach der Angeredete, aber du weißt, mein Vater ist der Scheich eines mächtigen Stammes. Er besitzt für sich nicht viel Vieh und nicht viel Silber, denn sein Tisch faßt viele Gäste, und was er hat, gehört seinem Volke. Aber ich bin der Sohn seines Ansehens und seiner Lieder, mit denen die Männer unseres Landes sich am Lagerfeuer begeistern. Er hat mir sein Ehrenkleid vererbt, und so wird er mir die Führerschaft vererben. Deine Tochter ist schön und zart wie die Gazelle, die auf dem Schoße der Fürstin ruhen darf, und sie soll ruhen wie diese, sie soll die erste sein in meinem Frauenzelt und später in meinem Stamme.

Und was bietest du mir?

Ich hatte dreißig Schafe geboten, doch sage ich vierzig; die Männer meines Volkes werden sie aufbringen. Und dazu gebe ich dir die Hälfte von dem, was ich selbst besitze, ein Viertel eines Rosses von edelster Abkunft.

Ist das alles?

Nein, das wichtigste kommt zuletzt: unsere Bundesgenossenschaft. Dein Stamm ist wohlhabend, aber klein an Zahl, und wenn die Sommerdürre dräut, wenn der Krieg um die Brunnen anhebt, dann mag es euch schwer werden, euren Platz zu behaupten und euren Besitz zu schützen. Gib mir deine Tochter,

und haltet euch zu uns; ein guter, starker Freund wiegt tausend Kamele auf.

Scheich Nedjib strich wieder nachdenklich über den Bart; er wußte längst, wen er bevorzugen wollte, aber durch sein Manöver war es ihm gelungen, den Preis der Braut um ein Namhaftes in die Höhe zu treiben, und mit milder Schlauheit hob er an: Freunde, ihr macht mir die Wahl schwer, das müßt ihr selbst bemerken. Ihr wißt, Söhne geben Macht, Töchter Reichtum, und ich als Vater muß erwägen, was ich vorzuziehen habe, deine reiche Gabe, Kassim, oder dein Bündnis, Kerem. Daß keiner mir zürne, wenn ich dem andern mein Jawort gebe, ihr seht ja . . .

Er fuhr fast ein wenig zusammen, denn in diesem Augenblick krachte vom Eingang der Schlucht her ein dritter Schuß, den er ebensowenig erwartet hatte wie seine Gäste.

Die Verhandlung war unterbrochen; mit unmutiger Spannung blickten die drei Männer nach der Richtung hin, aus welcher der neue Besucher zu erwarten war, und in der That, nach ganz kurzer Zeit tauchte aus dem Dunkel etwas Großes auf. Es war ein Kamel, und von dessen Rücken sprang ein Mann herab, hager, sehnig, schäbig, noch dunkler von Haut und Auge als die drei, die vor dem Zelte saßen. Sei gegrüßt, Scheich, sprach der Ankömmling, ich bin dein Schutzbefohlener.

Sei willkommen, antwortete Nedjib und winkte ihm, sich niederzulassen.

Er thats und wurde bewirtet wie die andern. Nachdem er die dritte Tasse getrunken, die vierte abgelehnt hatte, richtete der Alte an ihn die Frage: Was führt dich her, o Gast, und was willst du von mir?

Es schoß wie ein Blitz aus den Augen des Fremden, als

er antwortete: Scheich, ich will deine Tochter zur Frau.

Kassim ließ ein leises Hohnlachen hören, Kerem machte eine Handbewegung nach seinem Gürtel hin, Nedjib aber erwiderte ruhig: Es ist gut, sage, was du bist und was du bietest.

Der Fremde erhob sich, und als er stand, legte sein Kamel im Hintergrunde sich auf die Knie. Fast leise begann er, aber allmählich klang seine Stimme wie halber Gesang, und wäre die Aufmerksamkeit der Männer nicht ausschließlich auf ihn gerichtet gewesen, so hätten sie bemerken können, daß der Spalt in der Öffnung des Frauenzeltes sich geräuschlos erweiterte.

„Ich heiße Obeïd," sprach er, „und mein Stamm sind die Beni-Ubußet.

„Mein Volk geht den Weg, den kein Mann und kein Tier von anderem Stamme beschreiten kann, und ich bin der stärkste meines Volkes.

„Ich und mein Kamelhengst, wir wandern, wo der Himmel drückt wie mit bleierner Wucht, wo die Sonne mit glühendem Munde den letzten Tropfen des Lebens saugt.

„Wir gehen drei Tage, und das treueste, das zäheste Roß bleibt verschmachtend hinter uns zurück.

„Wir gehen fünf Tage, und die Söhne von anderem Stamme sinken mit ihren Kamelen neben uns zusammen, kraftlos vor Hunger, erblindet vor verzehrendem Durst.

„Wir gehen sechs Tage, und die Kinder meiner eigenen Ahnen sterben an unserm Wege, und unsere Lippen werden schwarz vom grausigen Kusse des Wüstenwindes.

„Und am siebenten Tage, wenn des Mehari zitternde Schenkel mich nicht mehr tragen, dann steige ich ab und schnüre den Riemen enger um meinen Bauch und um den seinigen,

und wir keuchen nebeneinander dahin; wir straucheln und wanken, aber wir erheben uns wieder, wir keuchen weiter über das gluthauchende Gekiesel und über den todesgrauen Staub, wir keuchen weiter, und wir kommen ans Ziel.

„Denn ich bin der Sohn der Geduld, und mein Kamelhengst ist mein brauner Bruder.

„Wir sind die starken, die die Qual ertragen und das Ziel erreichen.“

Er schwieg; der Alte fragte lauernd: Und was bietest du?

Mich und mein Tier, dazu ein wenig Silber; das ist alles, aber es ist etwas. Ich will ein Mann deines Stammes werden, wenn du mir deine Tochter gibst.

Das ist nicht wenig, sagte der Scheich, und dein Angebot ist ehrenvoll. Aber du bist ein einzelner Mann, und ich muß das Wohl meines Stammes bedenken. Ich habe überlegt und bin zum Entschluß gekommen. Zürne mir keiner von denen, deren Wunsch ich nicht erfüllen kann. Kerem, ich wähle dich und gedenke das nähere mit deinem Vater zu besprechen. Noch einmal, zürnt nicht, ihr andern, und laßt euch noch eine Tasse Kaffee in gastlicher Freundschaft gefallen.

Kassim murmelte eine leise Verwünschung, aber er blieb sitzen. Der Fremde neigte sich und trat aus dem Mondlicht zurück in den Schatten. Ehe die Männer wußten, was er wollte, saß er auf seinem Tier, es hob sich, wandte sich und war mit wenigen raschen Schritten im Dunkel verschwunden. Im Augenblick, wo er aufstieg, zuckte der Vorhang des Frauenzeltes und schloß sich dann völlig. Die beiden jungen Leute tranken höflich ihren Kaffee aus und verabschiedeten sich. Kassim überlegte, ob er mit seinem glückgeschwellten Nebenbuhler anbinden sollte, aber der Gedanke an die Blutrache hielt ihn

zurück: am Ausgang der Schlucht trennten sie sich ohne Streit und ritten ihres Weges.

Der Scheich schöpfte tief Atem, als sie fort waren, trank zu seiner Beruhigung noch ein Täßchen und gab seinem Diener einen Auftrag: „Sage dem Wächter, daß er gut ausschaut! Er soll scharf laden und nichts Verdächtiges hinaus-, noch weniger hereinlassen.“ Der Bursche ging, und nun legte sich auch Nedjib auf sein Nachtlager.

Der Wächter erhielt die Botschaft, als er sich eben am obern Rande der Schlucht niedergelassen hatte, um ein wenig einzunicken, und erhob sich zu verschärftem Auslug. Vor ihm lag im silberweißen Mondlicht die weite Wüste, fernhin verlor sichs in endlosem, duftigem Glanz; noch unterschied er die beiden heimkehrenden Reiter als nebelhafte Gestalten, doch bald waren sie im großen Meer des Schimmers verschwommen. Er kehrte sich um; eisengrau glänzte hinter ihm die Lava, mit unförmlichen Trümmern und grotesken, tiefschwarzen Schlagschatten übersät. Daher kann niemand kommen, dachte er, und wandte seine Aufmerksamkeit nach unten, auf den Eingang der Schlucht und dessen Umgebung. So stand er lange; der Mond glitt nach Westen, die Sterne schienen heller, als ob sie sich näher zur Erde herabsenkten, ein Schakal klagte, er achtete dessen nicht. Endlich warf er einen Blick nach dem Großen Bären und dachte: Mitternacht ist seit einer Stunde vorüber, in drei Stunden kommt die Morgendämmerung. Er setzte sich wieder.

Mit einem Mal hörte er dicht hinter sich ein Schnaufen, sprang auf und kehrte sich um. Da sah er, fast senkrecht über sich, eine große Nachterscheinung, wie ein riesiges Kamel; ehe er zur Besinnung kam, bog sich eine dunkle Gestalt vom Rücken desselben herab und ergriff den Lauf seiner Flinte. Ein Ruck,

und das Gewehr war dem Überraschten entrissen. Gespenstisch ruhig schritt das Gebilde an ihm vorbei, gespenstisch sicher ging es über den Rand des steilen, wildfelsigen Abhangs hinab — verschwunden war es. Von unten herauf tönte es einmal wie Gekicher einer Frauenstimme, dann wie das Schurren von Steinbrocken. Er warf sich aufs Gesicht und murmelte eine alte Beschwörung. Dann, als alles ruhig blieb, lief er hastig den Fußpfad hinab zum Lager.

Ein Dschinn war es, rief er, als er den Scheich geweckt und ihm keuchend Bericht erstattet hatte, ich habe seine Kinderstimme lachen hören; hoch wie ein Berg war das Kamel, und über die Felsen geht kein sterbliches Tier, ohne zu stürzen; die beschreitet nur der Geisterzug der Wüste.

Oder der Mehari des Obeïd, antwortete der Scheich, von einer bösen Ahnung ergriffen.

Eilig lief er an die Thür des Frauenzeltes und fand seine Befürchtung bestätigt: seine schöne Tochter fehlte. In seiner Wut riß er dem Wächter ein Stück des Bartes aus, von seinem Schelten wurden die Hunde unruhig und heulten, bald erklang das ganze Lager von ihrem Lärmen, die Männer wurden wach und kamen heran. Auf! In die Sättel, fangt den Räuber! riefen sie.

Aber Scheich Nedjib wiegte bedenklich das Haupt: Den fängt keiner von euch, sprach er, legt euch schlafen.

Noch einmal stieg ein bittersüßes Bild mit empörender Deutlichkeit vor seinem Geiste auf: vierzig Hämmel mit prachtvollen Fettschwänzen! — und er riß dem Wächter noch eine handvoll Haare aus. Dann faßte er sich und sagte ihm: Sattle die beiden besten Rennkamele und belade ein drittes; sobald es tagt, reite ich aus, die Beni-Ubußet zu suchen; wehe dir, wenn ich kein Bündnis bei ihnen finde!

Zwischen Becher und Lippe.

Schwül würzig ist der Abend; an meine Fensterscheiben stoßen mit ihren Köpfen des Sommers täppisch lustige Boten, die Käfer, in meinem Schädel summen und pochen vergessene Gedanken, und es wandelt mich an, den alten Traum noch einmal durchzuträumen — sei es darum, es ist doch niemand, der mich stören möchte.

Jetzt scheint die Lampe auf meinen Tisch; damals schien die Sonne. Wie lachten ihre Lichter, wie glänzte der bläuliche Morgenduft über den Blättern! O du goldene Wanderzeit! Ich hatte meine juristischen Studien beendigt, ich war nebenbei ein wohlgeschulter Dilettant in der Malerei, und ich gönnte mir drei Monate Ferien, zog nach Laune im Vaterlande umher, spürte der Schönheit in ihren heimlichen Winkeln nach und fand sie, fand manches, was noch keine breite Heerstraße „zugänglich gemacht", noch kein Verschönerungsverein „verschönert" hatte. Das aber war der frischeste Fleck von allen, die ich gesehen, der Hesternacher Wald mit seinen Thälern und Schluchten. Wie ich den Namen niederschreibe, da leuchtet es in mir auf: die Vorberge, die wiesengrüne Mulde, die sich malerisch zwischen felsigen Vorsprüngen durchwand, der Hochwald, der über den

Abhang des Plateaus herabwuchs und mit seinen dichthäuptigen Vorposten die Wiese einengte, die Schlucht mit dem Wasserfall, und über allem die blaue Luft und die prächtige alte Sonne!

Drunten lag, weit von der Welt und ihren Wegen, die alte Mühle, in der ich mein Ränzel ablegte und ein Unterkommen fand, für wenig Geld, aber anfangs für viel gute Worte. Ich mußte mich erst mit Speck nnd Buchweizenkuchen in das Vertrauen des Hausstandes hineinessen, ehe die Mutter Annemarie es aufgab, über die Frage, wie der Herr passend ernährt werden könne, den Kopf zu schütteln; ich mußte erst einigemal an dem Schleusenbalken entlang turnen, der den einzigen Weg über das Flüßchen bildete, ehe der behäbige Müller mir glaubte, daß „der Feinstiefel“ ohne Bedenken und ohne Begleitung in die Gegend losgelassen werden dürfe.

Ja, die Schleusenbalken! Sie eröffneten mir täglich den Weg in die paradiesische Wildnis. Drüben stand ich mit einem Sprung zwischen großen, thaunassen Huflattichblättern, dann ging es über das Gras zur Waldecke, und dann den Fußpfad hinauf. Vornan im Unterholze saß der Buchfink, der mich mit seinem lustigen Lied empfing, dann stieg der Weg bergan, die Haselbüsche blieben zurück, schlanker und höher wurden die Stämme, freier und heller rauschte der Wind in ihren Kronen — ich war oben, im Schloßwald. Und ich streifte tagelang in ihm herum, hütete mich wohl, irgend jemand um Anweisung zu fragen, und behielt mir selbst die Freude vor, seine köstliche Einsamkeit nach allen Richtungen zu durchforschen.

Von Menschenwerk fand ich ein Schlößchen, einen Fahrweg und fernab ein Dörfchen, sonst nichts. Das Dorf lag drei Meilen weit an der äußersten westlichen Grenze der Hochebene, und es mögen seinesgleichen wohl noch mehr vorhanden

sein; ich habe mich nicht um sie gekümmert. Der Fahrweg führte, offenbar fast unbenutzt, vom Schlößchen nach Südwesten, stadtwärts; das Schlößchen selbst aber lag tief versteckt auf einer Lichtung inmitten der grünen Wildnis. Ringsum Blumen, Gitterwerk und einige Morgen Gartenland; der ganze Fleck sah aus wie ein vergessenes Teppichbeet im Gebüsch. Er reichte bis an das Flüßchen, welches vom hinterliegenden Hochland her seine Furche über das Plateau zog, durch die Schlucht hinabstürzte und dann mit rascher Wendung nach rechts, dem Wiesenthal folgend, an meiner Mühle vorüberfloß. Grade vor dem Garten ging die einzige Brücke über das Wasser, und der Fahrweg schloß sich an sie an. Über den Fluß aber griff die Kultur nicht hinüber; auf seinem rechten Ufer redete nur die stolze Baumschar ihr freies Wort im Winde.

Von den Müllersleuten hörte ich, daß der „alte" oder der „kranke" Baron v. Hesternach mit seiner fast niemals sichtbaren Frau dort wohne. Man wußte wenig von ihm; er sollte zuweilen Gesellschaft sehen, aber sie kam „von der andern Seite", auf dem Fahrweg; er aß vielleicht von dem Mehl des Müllers, aber erst nachdem es den Umweg über die Stadt genommen hatte. Mir genügte die dürftige Auskunft vollkommen; der alte Baron ging mich nichts an und sein Schlößchen störte mich wenig. Es lag so ruhig in der Waldfrische vergraben, daß man seine Anwesenheit nur merkte, wenn man unmittelbar davorstand; im Vorbeigehen sah man wohl einen Gärtner sich mühen oder hörte einen Hund bellen, im übrigen aber schien das Leben des Hauses, wenn es ein solches gab, zur Zeit rein innerlich zu sein; die Spechte pickten furchtlos an seinem Dachsims und flogen zu oder ab, als seien sie die Herren. Über die Brücke bin ich nie gegangen, denn sie führte gleich auf

gitterumschlossenes Gartengebiet; weiter oben aber, wo die Buchen mir allein zuschauten, wußte ich auch ohne Brücke über das Wasser zu kommen, wenn mich die Lust anwandelte.

Als ich nach dreitägigem Streifen zum zweiten Mal am Schlößchen vorüberging, entdeckte ich den Anfang eines Pfades, der dicht am Flußufer abwärts führte. Ich ging ihm nach; er war halb verwachsen, hier und da fast verwischt, aber er blieb kenntlich, und ich fand sogar an einer Stelle ein Stückchen Seide, welches noch ziemlich frisch aussah, zum Zeichen, daß er nicht ganz unbetreten war. Das Unterholz wurde schließlich so dicht, daß ich mich bücken mußte; mit einem Mal aber hörte es auf, ich richtete mich in die Höhe und blieb überrascht stehen. Was mich fesselte, war die eigenartige Schönheit der Stelle. Es sah aus, als sei das Flüßchen vor Zeiten einmal regulirt worden, denn bis zu dem Punkte, wo ich stand, floß es glatt und grade in einem tief eingesenkten Bett daher. Grade hier aber weitete sich das jenseitige Ufer plötzlich aus, sodaß ein breit halbrundes Becken entstand. Da schwammen die Seerosen gelb und weiß, da wiegten die Flußranunkeln ihre zarten Blätter, die Buchen traten ein wenig zurück, um zwei großen Linden Platz zu machen, die ihre Zweige in langen Bogen bis auf die Flut herabsenkten, ein Dutzend dunkler Tannen rauschte dazu, und eine alte, wettergebeugte Kiefer legte sich schräg herein, sodaß das Morgenlicht nur in kleinen, blinkenden Flecken seinen Weg aufs Wasser fand — es war ein wundervoller Mummelsee, der mir ins Auge fiel. Von unten aber klang das Brausen des Wasserfalles herauf; denn am Ende des Teiches faßte sich die Strömung wieder zu einem schmalen Schwall zusammen, der reißend schnell hinabeilte, um schließlich mit einem Satz in der Schlucht zu verschwinden.

Das muß gemalt werden! sagte ich mir, stieg ins Thal hinab, holte mein Werkzeug und ließ mich nieder, um eine gründliche Studie zu machen. Da saß ich und atmete die köstliche Luft; um mich spielten die Kleinen des Waldes, ohrenspitzende Eichhörnchen, klug blickende Eidechsen, pickende Meisen und schmetternde Finken; ich aber sog die Stimmung in mich bis zum Überquellen, bis meine Finger von selbst nach dem Pinsel zuckten, und dann fing ich an zu malen. Es wurde eine gute Studie; ich arbeitete mit solcher Lust, daß ich am Morgen kaum das rechte Licht erwarten konnte; zu Mittag blieb ich auf der Höhe, und am Abend nahm ich nur die Leinwand mit hinab zur Mühle, die Staffelei blieb stehen — wem sollte sie dort oben in den Weg kommen?

Mehr als eine Woche hatte ich so geschafft und mein Bild fing an, etwas zu werden; da traf es sich eines Morgens, daß ich verspätet, erst gegen 10 Uhr, zu meinem Platz hinanstieg. Als ich durch das letzte Buschwerk schritt, hörte ich etwas mir entgegenspringen, und alsbald stand ein großer Neufundländer vor mir. Er hob den Kopf und stieß das unsicher abgebrochene, halb knurrende Bellen aus, womit der Hund anzeigt, daß er nicht recht weiß, ob er einen Feind vor sich hat oder nicht. Nun, ich bin ein alter Hundefreund und wußte von je her mit der Art umzugehen, trat also ruhig auf ihn zu und streckte die Hand nach ihm aus: Hast du Lust, so beiß, aber dann gibt's Prügel. Ehe er mit seinem Besinnen zu Ende war, rief schon eine Frauenstimme: Hierher, Pluto, sei ruhig! und mit einem halb mißtrauischen Blick auf mich lief er zurück. Neugierig, wohl auch ein wenig ärgerlich über die Störung folgte ich ihm; da stand auf meinem Platz eine schlanke, schöne Mädchengestalt; den Strohhut in der Linken tragend, streichelte sie mit der

Rechten den Kopf des Hundes, der sich schutzbereit, aber ruhig, neben ihr aufgestellt hatte. Ich grüßte, sie dankte ohne Verlegenheit mit leichter Neigung; der erste Blick auf ihre Haltung wie auf ihren Anzug zeigte die Weltdame.

Ohne meine Anrede abzuwarten, begann sie: Der Zufall hat mich die Staffelei finden lassen; ich dachte, der Maler müsse nicht weit sein; hatte ich recht und wollen Sie die Störung entschuldigen?

Ich antwortete, es sei wohl eher an mir, mich wegen Eindringens in fremden Besitz zu entschuldigen, aber sie wies die Redensart mit einer Handbewegung ab und fragte, ob sie mein Bild sehen könne. Ich stellte die Leinwand auf die Staffelei; sie warf einen Blick darauf und einen zweiten auf mein Gesicht. Ich habe in meinem Leben manche gute und manche schlechte Kritik auszuhalten gehabt, aber von dem Besten und Liebenswürdigsten, was mir meine Freunde gesagt haben, ist mir selten etwas so schmeichelhaft gewesen, wie dieser Blick auf mein Antlitz; den Mann muß ich mir ansehen, stand deutlich darin geschrieben. Mein Versuch, einige erläuternde Worte beizufügen, erwies sich sofort als überflüssig; ich sehe schon, sagte sie, eine Bodenstudie; die Bäume sind leichthin behandelt; aber wie Sie die Lichter auf dem Wasser eingefangen haben, das ist geradezu wunderbar.

Es hat auch Mühe gekostet, aber der Fleck hier ist so schön, daß er das Mühen herausfordert.

Schade .... erwiderte sie und stockte.

Wollten Sie etwas aussetzen? fragte ich; Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir Ihre etwaige Kritik nicht vorenthalten wollten.

Nein, lächelte sie, ich hielt nur inne, weil ich im Begriff war, etwas zu sagen, was mir wahrscheinlich ein Achselzucken

eingetragen hätte. Ich wollte sagen: wie schade, daß das Wort Mühe sich sofort einstellt, wo von künstlerischer Schönheit die Rede ist. Ich weiß es ja, daß die rechte Leistung immer aus einer ernsten Anstrengung hervorgeht, und daß ein Kunstwerk oft um so mehr Arbeit und Korrektur gekostet hat, je glatter und natürlicher es aussieht. Aber ich weiß das doch eigentlich nur, weil ich es hundertmal von andern gehört oder gelesen habe; innerlich und heimlich thut's mir weh, wenn ich an die Mühseligkeit des Schönen denke.

Ja, der Gedanke mag wohl unrichtig sein, aber ich glaube nicht, daß Sie sich seiner zu schämen haben. In Fach und Beruf, da predigen uns Männern die Jahre des Lernens unabweislich den Satz, den einer der größten Künstler selbst formuliert hat, daß nur die ernsteste Arbeit zum Können wie zum Wissen führt. Und wir lernen zugleich, diese Thatsache nicht zu beklagen; denn wir erfahren, daß die richtige, fördernde Arbeit geradezu ein Genuß werden kann. Aber der Wunsch, die Schönheit von all dem Erdigen zu trennen, das an ihren Wurzeln klebt, steckt doch tief in jedem Menschen. Und wir selbst werden ihn nie ganz los: in der Kunst des Lebens bleiben wir alle Dilettanten, und da habe ich wenigstens das Gefühl, daß das schönste und beste, was einem Menschen widerfahren kann, wie der Schlaf Egmonts, nur als freies Geschenk zu ihm herabkommt.

Es blitzte einen Augenblick in ihrem Gesicht auf, als hätte ich einen Gedanken ausgesprochen, der ihr selber lieb sei. Dann aber schüttelte sie den Kopf und meinte: Ich fürchte nur, wer nicht zugreift und mitarbeitet, muß oft gar lange warten, ehe die Wolken sich öffnen, oft auch zu lange.

Zugreifen gewiß, denn die Götter legen ihre Geschenke nur in kräftige Hände. Arbeiten vielleicht auch, ich sehe nur nicht

recht, was die Arbeit mit der Hauptsache zu thun hat. Nehmen Sie einen beliebigen Roman vom alten guten Schlag; der erzählt, was seine Helden um ihrer Zuneigung willen gethan oder geduldet haben; aber die Hauptsache, die Zuneigung, ist von vornherein geschenkt. Und wenn die Gnädige sich nicht frei gibt, sondern sich erst erbetteln läßt, so finden wir das, mit Verlaub, leicht ein wenig langweilig. Mir wenistens geht es so, und Ihnen, wie ich fast vermuten möchte, gleichfalls.

Sie wurde ein wenig rot uud sagte: Ich spreche nachgerade mit Ihnen wie ein Professor mit dem andern; es wird Zeit, daß ich gehe. Damit neigte sie sich, anmutig stolz, und ging auf dem Fußpfade am Flusse entlang von dannen; Pluto schnupperte noch einmal nach mir, rieb seine Nase an meiner ausgestreckten Hand und sprang in langen Sätzen hinter seiner Herrin her. Ich sah, daß sie keiner andern Begleitung bedurfte, und bot ihr keine an.

In der nächsten Stunde habe ich nicht eben viel gethan. Der Gedanke, sie wird wiederkommen, ließ sich nicht abweisen; auch der Hund hatte in seiner Art gesagt: auf Wiedersehen. Und die schöne Erscheinung mit dem offenbar nicht gewöhnlichen Gedankenleben hatte mich aufrichtig interressirt. Mir scheint, sagte ich zu mir, da sind zwei Geister aufeinandergeplatzt, die dessen schwerlich schon genug haben. Zugleich aber hatte ich die bestimmte, wenn auch nicht klar begründete Empfindung, daß es nicht meine Sache sei, sie aufzusuchen, sondern daß ich die Fortsetzung des Verkehrs ihrem Willen überlassen müsse. Sie bewegte sich so unbefangen im Walde, daß es aussah, als wäre sie die Herrin desselben. Es bestand sogar ein leiser Widerspruch zwischen ihrer jungfräulichen Erscheinung und der bewußten

Sicherheit, womit sie sprach und ging. Ihr nachzugehen, wäre eine Plumpheit gewesen; ich setzte mich und malte weiter.

Am Abend frug ich die Frau Annemarie, ob der alte Baron Kinder habe. Nein, hieß es, aber er hat Neffen und Nichten, die zuweilen ins Schlößchen kommen; da ist ein Herr von Mergel aus Berlin und zwei Fräulein von Hesternach aus Butzenhausen. Zwei Fräulein von Hesternach, summte es in mir; sollte sie vielleicht —? Aber nein, die Art läuft nicht paarweise in der Welt umher! Und ich ließ es ohne Anstrengung bei der ungelösten Frage bewenden.

Ich hatte mich den Tag über gut in meine Arbeit zurückgefunden, aber am andern Morgen war ich zerstreut. Ich saß mit innerlich gespitzten Ohren, und es kam nichts. Aber am zweitfolgenden Morgen hörte ich Pluto durchs Gebüsch brechen, und — nun ja, mein bischen Herzklopfen war schon vorüber, als sie auf die Lichtung heraustrat. Sie grüßte, wie früher, und warf wieder den ersten Blick auf meine Arbeit, den zweiten auf mich; diesmal aber enthielt er keine Schmeichelei. Soll ich zurückgehen? fragte sie; was Sie seit vorgestern gemacht haben, sieht aus, als wären Sie gestört worden.

Nein, nein, antwortete ich und stockte.

Sprechen Sie bloß aus Höflichkeit so?

Durchaus nicht! Die Wahrheit zu sagen, diesmal ist es an mir, mich ein wenig vor dem Achselzucken zu fürchten; denn ich möchte Ihnen nicht mit einem ungeschickten Compliment entgegentreten, und doch müßte ich, wenn ich Ihre Frage aufrichtig beantworten wollte . . .

Sie unterbrach mich und lächelte durch ein feines, leises Erröten: Lassen Sie nur, ich will's als gesagt annehmen. Die Forstleute sind Ihnen doch nicht in den Weg getreten?

Ich habe überhaupt noch keinen Förster zu sehen bekommen.

Es wird wohl auch keiner kommen. Meine Morgenspaziergänge habe ich mir frei halten lassen, und diesen Fleck vor allen.

Ich danke Ihnen doppelt, daß Sie mich hier dulden.

Je nun, der Wald ist frei — nein, das war eine Redensart; wenn der schöne Platz so ausgenutzt wird, will ich ihn ganz gern mit einem Fremden teilen. Ich möchte Ihnen sogar ein wenig zusehen, wie Sie malen; darf ich?

Sie ließ sich auf einen Baumstumpf nieder; ich griff zur Palette und arbeitete eine Gruppe von Seerosenblättern aus, auf denen gerade ein Sonnenstrahl spielte, während ihre weiße Blüte hinter dem Lichtfleck im Schatten lag, zart von beleuchtetem Duft verschleiert. Hatte die Erwartung mich beunruhigt, so wirkte die Anwesenheit der Fremden wie der erste Anfang eines feinen Rausches, nicht verwirrend oder beschwerend, sondern belebend und hebend: mein Auge war schärfer, meine Hand geschickter als sonst; in einer halben Stunde war die Gruppe vollendet und war die bestgelungene Einzelheit im Bilde.

Ich wandte mich um; sie senkte die Augen und es entstand eine sonderbare Pause. Ein Zuschauer hätte sie für eine bloße Verlegenheitspause halten können, und es war auch etwas von Verlegenheit darin, aber noch mehr von dem seltsam süßen Bewußtsein gegenseitigen Durchschauens; sie wußte, daß ich um ihretwillen mein Bestes gekonnt hatte, und ich wußte, daß sie das mit klarem Auge gesehen hatte. Die Brücke des Erkennens war geschlagen, es kam nur noch darauf an, wer sie zuerst betreten würde. Und wieder hatte ich die Empfindung, daß es mir nicht zustehe, ihre Teilnahme herauszufordern oder zu beschleunigen; ich schwieg. In ihrem Antlitz kämpfte es, sie öffnete

einmal die Lippen, als ob sie etwas sagen wollte, aber die Worte kamen nicht. Plötzlich streckte sie mir die Rechte hin und sagte: Guten Morgen, ich komme wieder! Ich berührte zum erstenmal ihre vornehme Hand, und dann war sie verschwunden.

Jeder ist zuweilen ein Geck, und ich bin's auch schon gewesen. In dem Augenblick hätte ich mir wohl sagen dürfen, daß ich auf dem Wege sei, eine Eroberung zu machen. Aber ich kam nicht dazu; die Eitelkeit ist ein ganz vortreffliches Surrogat für die Fälle, wo der Mensch seine Mangelhaftigkeit vor sich selbst verbergen muß — wie hoch würde wohl die Ziffer der Selbstmorde steigen, wenn wir uns in jedem Augenblick so sähen, wie wir wirklich sind? Aber in den Momenten, wo man wirklich Glück hat, bedarf man derselben nicht. Ich dachte nicht an mich, sondern an sie, und fragte mich, was sie so eigenartig anziehend mache. Mir fiel dabei ein Falk ein, den ich einmal in jungen Jahren fing und der ganz anders war als seine Brüder. Er zappelte nicht, er schlug nicht mit den Flügeln, er hungerte trotzig drei Tage, dann nahm er ein Stück Fleisch von mir, biß mich in den Finger, und dann war er zahm. Er sah mich mit seinen kühnen Augen an und flog mir auf die Schulter. Es war, als hätte er mein Freund, nicht mein Gefangener sein wollen, und zum Dank gab ich ihm die Freiheit. Dieses Weib hatte dieselbe großartige Grimassenlosigkeit; als wollte sie das Wort wahr machen, daß das Schöne nicht erbettelt sein will, schenkte sie ihre Anwesenheit auf meine unausgesprochene Bitte. Tugendhaftigkeit? Jungfräuliche Zurückhaltung? Nun, sie sah wahrhaftig nicht aus, als ob sie eines Sittencodex für höhere Töchter bedürfte.

Der leichte Rausch hielt an, und ich arbeitete noch eine Weile fieberhaft weiter; dann aber wurde es zu bunt in mir,

und ich sprang auf, um bis zum Abend in den Bergen umherzulaufen.

Sie saß am folgenden Morgen wieder eine Stunde bei mir, und das Vertrauen zwischen uns wuchs mit einer Schnelligkeit, die mir jetzt aus der Ferne seltsam vorkommt, damals aber das Natürlichste von der Welt schien. Wenn ihre klaren Augen mich anschauten, verschwand aus meinem sonst verschlossenen Sinn jedes andere Gefühl als das, daß ich ihr das beste sagen konnte, was ich hatte; und sie, sie nahm es an, als ob sie darauf gewartet hätte; sie begriff mich, fast ehe die Worte gesprochen waren. Zuweilen setzte sie mich durch die fertige Durcharbeitung ihrer Gedanken in Erstaunen; als ich ihr das einmal sagte, zuckte sie mit den Achseln und antwortete: „Was wollen Sie? vier Jahre der Einsamkeit in diesem Walde, da lernt man denken."

Man wohl nicht, aber einzelne Leute, erwiderte ich, und sie nahm das lächelnd an. Vom dritten Tage ab war es nicht mehr nötig, daß sie versprach, wiederzukommen, ich selbst sagte „Auf Wiedersehen", als ich ihr die Hand zum Abschied reichte.

Wir kannten unsere Namen noch immer nicht, und sie stand mir längst zu hoch, als daß ich in der Mühle nach ihr hätte forschen mögen. Ich sagte ihr also am nächsten Tage: „Es ist noch keine Woche her, daß ich Sie gesehen habe, und doch sind Sie mir schon wie eine vor allen geschätzte Freundin. Ich möchte nicht das Recht vermissen, Sie auch draußen in der Welt zu kennen, bitte also um die Erlaubnis, mich vorzustellen: ich heiße Werner von Mackitz."

Wieder kämpfte es einen Augenblick lang um ihre Lippen, dann sagte sie leise: „ich heiße Cäcilie".

Der Vorname traf mich wie ein Sonnenstrahl. Es stieg

heiß und plötzlich in mir in die Höhe, und war heraus, ehe ichs bedacht hatte: „Cäcilie, darf ich Sie malen?“ Sie senkte den Kopf und antwortete: „Ich hätte mir denken können, daß Sie das verlangen würden. Wenn ich ja sage, gebe ich mich in Ihre Gewalt, und doch — ich mag nicht nein sagen. Es sei; aber ich muß eine Bedingung stellen. Hier in diesem lauschigen Winkel dürfen Sie mich kennen und mich malen. Dort über den Busch hinaus dürfen Sie mir nicht folgen und vorläufig nichts von mir wissen. Vorläufig sage ich; wenn es Zeit ist, werde ich Ihnen die Aufhebung des Verbotes mitteilen. Bis dahin müssen Sie weder nach mir noch nach meinen Gründen forschen; Sie müssen sich versagen, was ich Ihnen nicht geben kann.“

Ich küßte ihre Hand: „Ich will, und ich danke Ihnen, daß Sie auf mich rechnen“. „Es ist gut“, sagte sie, und die Sitzungen begannen. Sie nahm ihren Platz auf einem umgefallenen Baum und lehnte den Kopf an einen Stamm, der hinter ihr emporwuchs. Von „Attitüde“ war keine Rede; sie saß da in ihrer natürlichen Anmut, und das war genug; ich hätte sie nicht besser stellen können, als sie selbst es that.

Ich hielt selbstverständlich mein Versprechen; ich war viel zu dankbar für ihre Gunst und viel zu stolz auf ihre Beachtung, als daß ich mich an ihrem Geheimnis gestoßen hätte. Ein Mädchen, dachte, ich, kann in ihrem Hause durch manches gebunden sein, worüber ein Mann ohne Anstand hinwegspringt. Übrigens hatte sie nichts von dem Heimlichthun der Evastochter, die verbotene Frucht nascht; sie kam heute so ruhig und sicher wie gestern, als sei eine Störung weder zu erwarten noch von Belang. Pluto hätte zur Not jeden Eindringling auf weiten Abstand in Respekt gehalten, aber er kam nicht dazu; unser

Zauberschloß lag so weit ab von den Wegen der Menschen, daß niemand seinen Laubvorhang zu lüften versuchte.

Sie saß und ich malte, um uns sangen die Vögel und huschten die Eidechsen, die Wipfel wölbten sich zum smaragdnen Dom und die Lichter spielten auf dem Boden; tausend lachende Dryaden hielten rings die grünen Schilde vor, um uns von der Welt und die Welt von uns abzuschließen.

Sie saß, ich malte, und wir sprachen. Nie habe ich vor- und nachher so gesprochen, so mit dem instinktiven Bewußtsein, zweifellos zu erkennen und erkannt zu werden. Unsere Seelen drängten sich, einander unverhüllt entgegenzutreten. Wir redeten über alles, nur über eins nicht; das ruhte in der Knospe zwischen uns, und wir fühlten beide den Augenblick kommen, wo die Blüte aufbrechen würde. O über den Duft der Ahnung und der jungverschlossenen Rose!

Aber ein Weib war sie doch. Es gab Punkte, deren Berührung sie aus weitester Ferne vermied, und es gab andere, bei denen die Kluft, welche von Natur zwischen den Anschauungen des Mannes und des Weibes liegt, auch für uns nicht zu überbrücken war. Das Gespräch kam eines Tages auf die „Valentine" Gustav Freitags, und ich erklärte, daß ich dem Stück bei aller Hochachtung vor dem Verfasser keinen Geschmack abgewinnen könne.

Warum nicht? fragte sie.

Weil die Heldin in der Katastrophe zu gewöhnlich wird. Die Valentine soll ja nach einer wahren Begebenheit geschrieben sein, und es ist gewiß nicht zu leugnen, daß viele Frauen in gleicher Lage dasselbe thun würden; aber dann sind sie eben auch keine Naturen mehr, für die man sich ernstlich interessiren kann.

Was soll sie denn thun?

Schreien, sich wehren, aus dem Fenster springen, alles

andere, nur nicht absolut still halten, während ihr Liebhaber sich um ihretwillen als Dieb verhaften läßt. Den Mann, der sein Dasein vernichtet, um ihre Ehre zu retten, begreife ich vollständig, nicht aber die Frau, die sich auf solche Weise retten läßt.

Freund, Sie können nicht nachfühlen, was die Ehre für eine Frau bedeutet.

Ich glaube doch; Ehre bedeutet gesellschaftliche Existenz, für sie wie für ihn. Der Einsatz ist auf beiden Seiten gleich; er opfert den seinigen, und sie schweigt.

Es ist ihr vielleicht nicht sofort etwas eingefallen.

Das ist es eben; es hätte ihr etwas einfallen sollen! Einem ganzen Menschen hätte der Gedanke kommen müssen: es soll nicht sein und es darf nicht sein, mag es das Leben kosten! Man läßt seinen Freund nicht thatlos zu grunde gehen, sei es ein Weib, ein Mann oder auch ein Hund.

Er hat vielleicht nur schneller und entschlossener gedacht als sie; wäre die Sache ernst geworden, so glaube ich, sie hätte sich besonnen und die Wahrheit gesagt.

Ja, das Sichbesinnen! In Zorn oder Übereilung gebe ich es gern zu, aber die Treue besinnt sich nicht, sie weiß, was sie zu thun hat.

Sie hatte ein vielsagendes Lächeln, als sie erwiderte: Wissen Sie, daß Sie auf dem Wege sind, sich gegen mich zu ereifern, weil ich denke wie eine Frau?

Ich schweige schon, sagte ich; aber ist es nicht eigentlich seltsam und schrecklich, daß zwei Menschen nie völlig miteinander denken können, bloß weil der eine ein Mann ist, der andere nicht?

Vielleicht nähern sie sich einander mit der Zeit immer mehr, vielleicht ist es auch bloß deshalb seltsam und schrecklich, weil

man es zu begreifen versucht, während es doch nicht begriffen, sondern erlebt sein will.

Die Tiefe des Wortes frappirte mich, und ich gab nachdenklich die Antwort: Ja, Sie haben recht; es ist ähnlich wie der Tod, der auch nicht schrecklich sein würde, wenn wir nicht das Bedürfnis hätten, ihn zu verstehen.

Lassen Sie den Tod jetzt beiseite; hier im Sonnenglanz haben wir genug vom Leben zu sprechen. Für gewöhnlich nicht, wohl aber gerade jetzt ist mir der Gedanke ans Sterben schauerlich. Und es schien, als ob sie fröstelte.

Das Gespräch brach damit ab. Für den Augenblick prägte es sich mir nicht fester ein als manches andere; erst später tauchten seine Einzelheiten in meinem Gedächtnis auf und reihten sich deutlich aneinander. Damals war mir noch nicht klar, welche Bedeutung sein Inhalt für mich bekommen sollte.

Sie saß und ich malte. Die Morgen zogen vorüber, jede Minute wonnig gedehnt und doch die Stunden traumhaft schnell verschwunden. In den ersten Tagen gingen die Worte lebhaft hin und her, allmählich aber wurde es stiller zwischen uns. Nicht, daß es an Stoff gefehlt hätte, nein, aber der eine unausgesprochene Stoff drängte so übermächtig zutage, daß alles andere vor ihm zurückwich. Ich verstummte auf Stunden, nur beschäftigt, zu sehen und zu malen, wie der weiche Faltenwurf ihres Kleides sie umfloß, wie der feine Hals mit unmerklicher Biegung den Kopf geneigt hielt, daß er sich bequem und anmutig an den Stamm lehnte; sie schaute mich an und lächelte dazu.

Endlich kam der letzte Morgen. Ich rannte den Bergpfad hinauf, jubelnd wie ein Fink: denn ich wußte ja, wie es kommen würde. Ich würde ihr das fertige Werk geben, und sie würde

mich dankend anschauen, und dann würde ich ihre beiden Hände nehmen und sie auf ihren schönen, stolzen Mund küssen, und sie, sie würde es dulden. Ja, sie kam, und es zog ein wundervolles Erröten über ihre Wangen, als ich ihr das Bild reichte. Und wie um den Augenblick des Glückes durch eine kleine Verzögerung noch kostbarer zu machen, wandte sie sich nicht gleich zu mir, sondern erst zu ihrem, zu unserm Kameraden, dem Hunde. Sieh, Pluto, sagte sie, wie schön ich geworden bin! und hielt ihm das Bild hin.

Da geschah etwas Unerwartetes: Pluto schnappte in fröhlichem Mißverständnis zu, faßte den Rahmen, riß ihr die Leinwand aus der Hand und sprang lustig vor uns hin und her. Sie wollte ihm das Bild abnehmen, aber er wich zurück und tanzte nur immer mehr und täppischer. Ich rief ihn an, aber der Hund war wie ein übermütiges Kind; den Rahmen fest im Gebiß haltend, trieb er seinen Scherz mit Springen und unterdrücktem Bellen. Ich wollte ihn in die Enge treiben und jagte ihn dem Flusse zu; Cäcilie kam mir zu Hülfe, wir hatten ihn fast gefangen, da — eine ungeschickte Bewegung, die Hinterfüße des Tieres glitten über den steilen Uferrand hinab, die Vorderfüße standen noch einen Augenblick auf, aber sie hatten keinen Halt mehr und rutschten nach, ich kam nicht schnell genug, um sie zu fassen, ein kurzes Zappeln, und der Hund samt dem Bilde verschwand vor unsern Augen, wie in einer Theaterversenkung. Ich hörte seinen klatschenden Fall ins Wasser.

Ich mußte lachen, aber es fiel mir alsbald ein, daß das gute Tier in gefährlicher Lage sei. Ich schaute über das Ufer hinab, da sah ich ihn, schon fünf Schritt weit abgetrieben, sich mühen, aber vergeblich; das Ufer auf unserer Seite war unterwaschen. Getreulich hielt er das Bild im Rachen und versuchte

kratzend Fuß zu fassen, aber es gelang ihm nicht. Weiter und weiter trieb er hinab, er war in dringender Gefahr, in die starke Strömung zu geraten und fortgerissen zu werden. Da besann er sich eines bessern, wandte sich um und schwamm nach dem jenseitigen Ufer.

Ich hörte hinter mir einen unterdrückten Schreckenston, aber ich blieb stehen und feuerte ihn an: „Brav, Pluto, dahinüber!“ Er ruderte tapfer und war beinahe im strömungsfreien Wasser angekommen, dort aber hielt er plötzlich an und mühte sich vergeblich; das Bild hatte ihn verhindert, seinen Weg genau zu sehen, und die Wasserpflanzen hatten ihn erfaßt. Er hielt das Bild noch hoch, aber er stieß einen stöhnenden Laut aus, und da seine Hinterfüße gefangen waren, konnte er mit den Vorderfüßen allein den Strom nicht mehr überwinden; er wurde abgetrieben, soweit die biegsamen Pflanzenstiele nachgaben. Da hing er, hülflos, dicht am Rande der gefährlichen Stelle, wo die Wasser sich zum letzten Schwall zusammenzogen, schlug noch mit den Füßen und winselte leise.

In dem Augenblick sprach eine seltsam fremd klingende Stimme hinter mir: „Er darf nicht hinüber, sonst bin ich verloren!“ Ich schaute mich um. Hinter mir stand Cäcilie, die Stimme gehörte ihr an, aber es war nicht mehr ihre Stimme. Es war auch nicht mehr ihr Gesicht, was mich da anstarrte, wie ein Bild der tödlichen, mitleidlosen Angst um sich selbst. Verschwunden war aller Liebreiz, nichts geblieben als die Verbrecherfurcht und der Wunsch, den treuen Hund hinabgerissen zu sehen. „Er darf nicht hinüber,“ sagte sie noch einmal, „was Pluto gefaßt hat, daß läßt er nicht wieder los, und es giebt von drüben keinen andern Weg hierher als über die Brücke. Er wird mit dem Bilde durchs Schloß laufen, und

dann ist es aus mit mir. Hier!" und sie reichte mir einen kleinen Revolver, wie ihn eine Dame auf einsamen Waldwegen wohl bei sich tragen mag.

Einen Augenblick war ich erstarrt vor der häßlichen Umwandlung; dann begriff ich, was sie von mir wollte, und im gleichen Augenblick begriff ich auch, wer sie war und was sie zu fürchten hatte. Daß mir nicht früher einfiel, was doch so nahe lag, würde ich selbst sonderbar finden, hätte sie mich nicht so vollständig gefangen genommen, daß ich nur an ihr Wesen, nur an ihre Gegenwart, nicht aber an das, was dahinter lag, dachte. Es ging durch meine Seele wie ein scharfer Schnitt; dann sagte ich: „Warten Sie, gnädige Frau, es geht auch anders." Und mit einem weiten Sprung fuhr ich vom Ufer hinab ins Wasser, daß die Wellen hoch über mir zusammenschlugen. Die Kraft des Sprunges trug mich schon allein fast über die Strömung hinüber; ich legte mich flach, in wenigen Ruderstößen war ich bei dem Hunde angekommen, faßte ihn beim Nacken und befreite ihn mit einem kräftigen Ruck aus seiner Gefangenschaft. Aber ich hatte mich in der Eile nicht genug vorgesehen; als Pluto frei war, hatte die Strömung mich selbst ergriffen. Ich kämpfte mit Händen und Füßen, hielt mich auf dem Fleck, kam aber nicht vorwärts. Die Gefahr war dringend; zwei Schritte weiter nach unten, und ich trieb unrettbar den Strom hinab. Da schaute Pluto sich nach mir um, und das kluge Tier erkannte meine Lage. Jetzt ließ er das Bild fallen, schwamm mit seinen mächtigen Füßen heran, faßte mich beim Nacken, duckte mich — ich ließ mir's gefallen —, er zog, ich that den letzten kräftigen Stoß, wir kamen vorwärts; mir wurde ohnmächtig zu Mute, er schleppte mich, mit dem Rest meines Bewußtseins fühlte ich Boden, stemmte mich auf,

und wir waren am Lande, hart an der Ecke, wo das Wasser zu Thal schoß.

Es dauerte, ich weiß nicht recht wie lange, bis ich wieder ganz zu mir kam. Ich fand mich am flachen Ufer sitzend, Pluto lag neben mir und leckte mir die Hände. Drüben war es leer; das Bild war abwärts getrieben, vermutlich zerschellt und zerrissen. Ich suchte die ganze Schlucht ab, fand aber keine Spur desselben.

Gegen Abend ging ich zur Mühle und kündigte den Leuten an, daß ich am folgenden Morgen abreisen wollte. Ihre neugierige Frage, woher denn meine Kleider so naß seien, beschwichtigte ich mit einem Histörchen. Ich mußte auch versprechen, wiederzukommen, und habe es gethan, weil ich „um ihretwillen“ unbefangen aussehen wollte. Der Hund wollte mir zur Mühle folgen; ich jagte ihn zurück, aber als ich am andern Morgen in der Frühe auszog, sprang er mir nach kurzer Weile wedelnd entgegen und wollte sich nicht mehr verjagen lassen; da habe ich ihn mitgenommen. Er ist mir treu gewesen und ich ihm; in den Appenninen hat er einmal einen Menschen niedergerissen, der hinter dem Strauch auf mich lauerte, und in seinem Alter habe ich ihn gepflegt, bis die Beschwerden ihm zu peinlich wurden; dann habe ich ihn selbst erschossen.

Sie habe ich nicht wiedergesehen. Sechs Wochen nach jenem Tage las ich in den Zeitungen die Anzeige vom Tode des kranken Barons; der erste Name, der darunter stand, war der der Witwe: Cäcilie von Hesternach. Daß sie, die jungfräuliche Frau des lendenlahmen, abgelebten Mannes, die Hand ausstreckte, um sich ein Glück zu sichern, welches ihr, wie sie wußte, in wenigen Wochen erlaubt sein würde — ich fühle mich nicht berufen, deshalb den ersten Stein auf sie zu werfen. Es mag ein harter Druck gewesen sein, der sie in jene Ehe preßte, ein

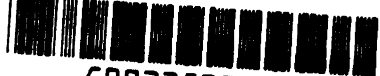
noch härterer, der in der Ehe selbst jahrelang auf ihr lastete, bis sie dazu kam, seinen bevorstehenden Tod als ihre baldige Erlösung vorauszusehen. Und sie that es nicht ohne Sträuben; wenn ihr grade damals vor dem Tode graute, so weiß ich nunmehr, daß sie dabei nicht an sich, sondern an ihn dachte.

Aber der Schnitt, der an jenem Morgen geführt wurde, war zu tief, das Gorgonenhaupt, welches mich anstarrte, war zu häßlich gewesen, als daß ich an Rückkehr gedacht hätte. Ich glaube mit aufrichtigem Mitleid, daß sie tief gelitten hat, als die beiden Treuen ihr den Rücken kehrten. Aber es mußte so sein.

Ich selbst habe es überwunden. Ich bin jetzt bei meiner einsamen Lampe ein alter Mann geworden und bin mein Leben lang ein strenger Arbeiter gewesen. Ich habe gelernt, im Zimmergefängnis für die Menschheit zu schaffen, auch wenn die Sommerluft von draußen in die Fenster weht. Nur zuweilen noch, wie heute, wandelt es mich an; der Duft der Blätter kommt mir vor die Sinne, ich höre das Wasser leise rauschen, und ich denke daran, wie die Sonne auf ihr goldenes Haar schien.

Der Traum ist aus, und ich kann zur Ruhe gehen.

Druck von W. Dupont, Konitz Westpr.


C003252072

